

DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Februar 2018

Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Mit dem im Dezember 2017 online gestellten *Audiowalk Wolfsburg – eine Migrationsgeschichte*, der über die kommenden Wochen noch weiter ergänzt werden wird, betritt das *Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* das erste Mal den Weg digitaler Geschichtsvermittlung und hat dafür ein Angebot entwickelt, anhand dessen Geschichte akustisch erfahrbar gemacht werden soll. Für das im Rahmen der Geschichtswerkstatt mit der Eichendorffschule durchgeführte Projekt konnten mit Christine Bartlitz, Violetta Rudolf und Julia Wolrab drei Historikerinnen von der Berliner Public-History-Agentur *past[at]present* als Partnerinnen gewonnen werden, die die Schülerinnen und Schüler tatkräftig bei der Entwicklung und Realisierung dieses neuen Zugangs zur Auseinandersetzung mit der eigenen Stadtgeschichte unterstützt haben. Die drei Berliner Historikerinnen stellen in unserer Titelstory den Hörspaziergang in einzelnen Episoden vor und erläutern die Hintergründe seiner Entstehung.

Unsere Reihe *Forschungsarbeiten zu Wolfsburg* wird in dieser Ausgabe gleich zweifach fortgesetzt. Zunächst problematisiert der Kasseler Historiker Marcel Glaser den NS-Stadtplaner und -Architekten Peter Koller, der seine Karriere nur wenige Jahre nach Kriegsende an alter Wirkungsstätte erfolgreich fortsetzen konnte. Dafür musste die Hürde des Entnazifizierungsverfahrens genommen werden, das Glaser in seinem aktuellen Beitrag zentral stellt. Über sein Dissertationsprojekt gibt er in einem anschließenden Interview ausführlicher Auskunft. Michael Siems wiederum richtet sein Augenmerk auf jene Jahre der Wolfsburger Nachkriegsgeschichte, in der das zivilgesellschaftliche Engagement für das Gedenken an die NS-Zwangsarbeit noch nicht erwacht war. Dabei zeigt er auf, dass die NS-Vergangenheit keineswegs allein verschwiegen wurde, diese vielmehr in verschiedenen Formen und Facetten immer wieder Thema war, wenngleich eher als gemeinschaftliche Selbstvergewisserung. Sein Beitrag ist im Zuge seiner Recherchen für seine Masterarbeit entstanden, die er zur Zeit an der *Westfälischen Wilhelms-Universität Münster* schreibt. Wir halten Sie auf dem Laufenden!

Und natürlich können wir es uns an dieser Stelle nicht nehmen lassen, auf unsere Kooperation mit dem *Kunstmuseum Wolfsburg* hinzuweisen: Die gemeinsam kuratierte Ausstellung „Robert Lebeck. 1968“ wird am 3. März 2018 eröffnet. Dass es für alle Wolfsburgerinnen und Wolfsburger in ihr viel über die eigene Stadt zu entdecken gibt, verrät ein Kurztext aus dem begleitenden Ausstellungskatalog, den wir in dieser Ausgabe vorab abdrucken.



Der Profilkurs „Geschichte“ der Eichendorffschule Wolfsburg 2016/2017

Kommen – Gehen – Bleiben

Ein Audiowalk zur Wolfsburger Migrationsgeschichte

VON CHRISTINE BARTLITZ, VIOLETTA RUDOLF & JULIA WOLRAB

Auf dem Willy-Brandt-Platz vor dem Wolfsburger Hauptbahnhof herrscht geschäftiges Treiben. Menschen eilen zu ihren Arbeitsplätzen. Touristen machen sich auf den Weg zur Autostadt oder zum nahegelegenen phaeno, Wolfsburgerinnen und Wolfsburger wie Zugezogene streifen den Bahnhof auf ihren Wegen oder begeben sich selbst zu einem der Bahnsteige. Der Bahnhof und sein Vorplatz sind ein Ort des Ankommens und Wegfahrens – ein bewegter und ein bewegender Ort, der unzählige Geschichten erzählen kann. Die Bronzefigur „Lemigrante“ von Quinto Provenziani auf dem Bahnhofsvorplatz steht symbolisch für eine Gruppe der in Wolfsburg Angekommenen. Sie ist ein Denkmal für die italienischen „Gastarbeiter“, die seit 1962 nach Wolfsburg kamen, um im VW-Werk zu arbeiten.¹

Hier, im lebhaften Alltag am Bahnhof, an der Volkswagen-Arena, am großen Schillerplatz und an vielen anderen Orten der Stadt möchten wir Ihnen von Menschen berichten, die nach Wolfsburg kamen und die Geschichte der Stadt mitprägten. Der *Audiowalk Wolfsburg – eine Migrationsgeschichte* gibt einen Überblick über verschiedene Migrationsbewegungen und deren Beweggründe. Er zeigt darüber hinaus, dass Zuwanderung ein wesentlicher Faktor der Wolfsburger Stadtgeschichte ist: Der Hörspaziergang stellt Menschen vor, die während des Zweiten Weltkrieges Zwangsarbeit leisten mus-

ten, und erläutert die historischen Hintergründe. In ihm wird danach gefragt, wie es für Italiener und Tunesier war, als sogenannte Gastarbeiter nach Wolfsburg zu kommen, und davon erzählt, wie für einige von ihnen Wolfsburg zur Heimat geworden ist. Anhand seiner kann erkundet werden, wie Flüchtlinge aus der DDR und anderen deutschsprachigen Regionen in Wolfsburg ein Zuhause fanden. Schließlich lenkt er den Blick auf die Gegenwart und beleuchtet die Situation von Menschen, die heute ankommen, etwa, weil sie vor Krieg und Terror fliehen mussten. Mit Auszügen aus Briefen, Tagebucheinträgen, Zeitungsartikeln, Interviews und Essays zeigt der Hörspaziergang unterschiedliche Perspektiven auf und lässt ein Kaleidoskop der Wolfsburger Migrationsgeschichte entstehen. Die 22 Hörstücke liegen auf einem digitalen Stadtplan. Dieser ist online verfügbar und kann mit Smartphones an den historischen Orten aufgerufen werden. Der Hörspaziergang ist ein gemeinsames Projekt der Geschichtswerkstatt des *Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* (IZS), des Profilkurses *Geschichte der Eichendorffschule Wolfsburg* sowie der Berliner Public-History-Agentur *past[at]present*.

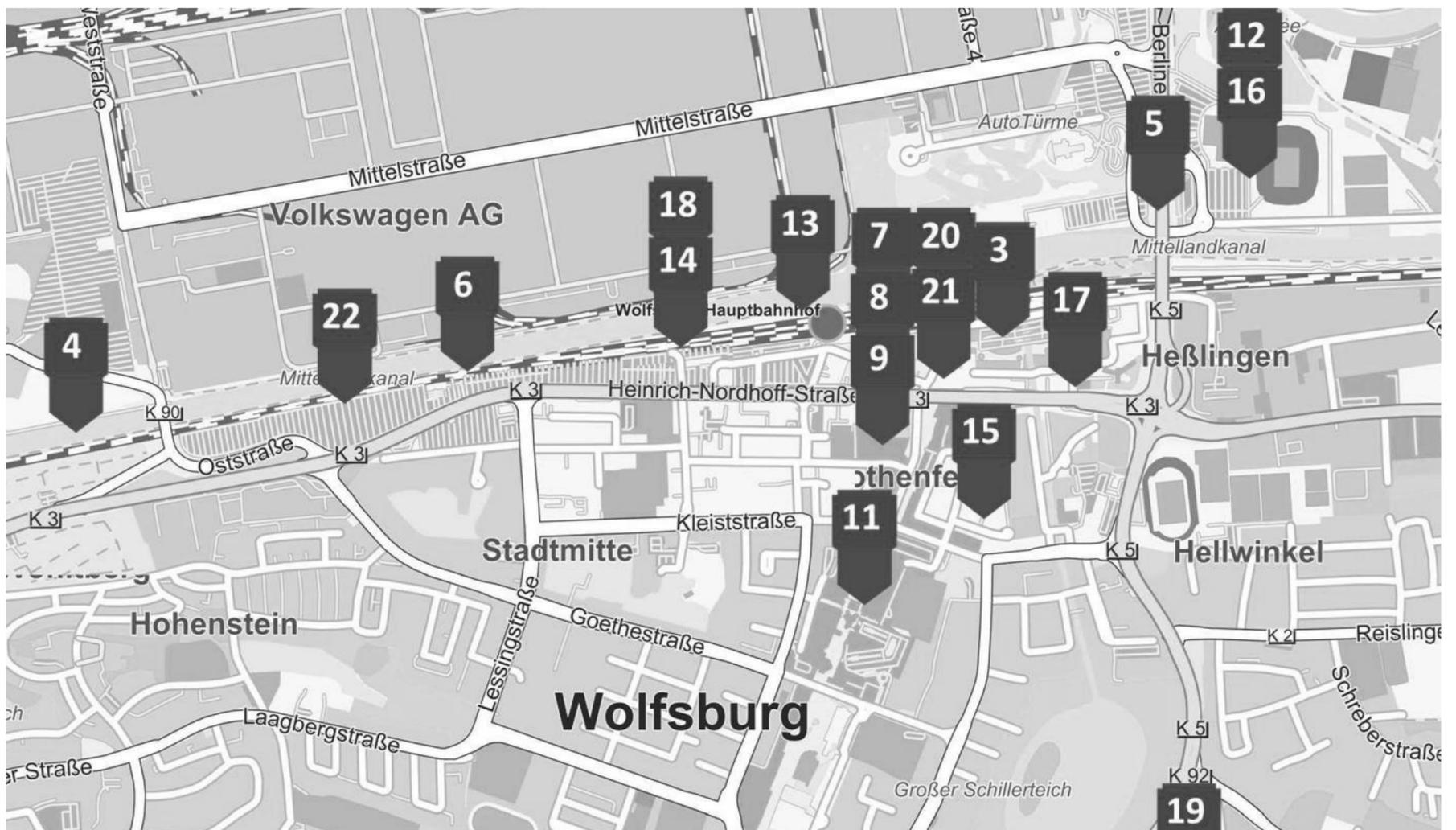
Im Folgenden laufen wir gemeinsam mit Ihnen einige der Hörstationen ab und berichten zu den einzelnen Stücken von ihrer Entstehung und den Hintergründen, von unseren Erfahrungen und

Überlegungen sowie methodischen oder kompositorischen Herausforderungen. Unsere erste Station liegt gleich hier, im Eingangsbereich des Hauptbahnhofs.

Heimaturlaub

Italienisches Stimmengewirr, Türenschlagen und das Schnaufen von ein- und ausfahrenden Lokomotiven vermischen sich zu einer Geräuschkulisse, die Ankunft und Aufbruch zugleich verkündet. An einem Julimorgen im Jahr 1962 herrscht Hochbetrieb auf dem Wolfsburger Hauptbahnhof. Rund 850 sogenannte italienische Gastarbeiter machen sich auf den Weg in ihren Heimaturlaub nach Italien. „Zu diesem Zweck hat das Volkswagenwerk bei der Bundesbahn einen Sonderzug angefordert, der am Sonnabend früh um 7.08 Uhr 850 Italiener nach Süditalien bringen wird. Der Sonderzug wird am Sonntagmittag gegen 13 Uhr, nach etwa 30 Stunden Fahrzeit, in Neapel eintreffen“, wie in einem Zeitungsartikel der *Wolfsburger Nachrichten* berichtet wird.² Heimaturlaube haben für die Arbeiter *Fortsetzung auf Seite 2*





Screenshot des Audiowalks

Fortsetzung von Seite 1 eine besondere Bedeutung. Sie sind das Fenster zum zukünftigen Leben in Italien. Dahinter steht der Wunsch, für immer in die Heimat zurückzukehren, sobald sie genug Geld verdient haben. In diesen wenigen Wochen im Jahr werden Häuser gebaut, Ehen geschlossen und Familien gegründet.³

Die Idee zu diesem Hörstück kam von einer Gruppe von Schülerinnen und Schülern.⁴ Sie haben die Zeitungsartikel im Wolfsburger Stadtarchiv gefunden, historische Hintergründe recherchiert und anschließend ein Skript für die akustische Umsetzung der Quellen in ein Hörstück geschrieben. Hierfür machten sich die Jugendlichen Gedanken, welche Geräusche sich lautmalersich für das Hörstück eignen würden. Die 19 Schülerinnen und Schüler des Profilkurses Geschichte an der Eichendorffschule haben einen wichtigen Teil zu der Entstehung der 22 Hörstücke beigetragen.⁵ Sie suchten Themen heraus, erschlossen Sekundärliteratur, recherchierten Quellen, führten Interviews, fotografierten historische Orte in Wolfsburg und erarbeiteten schließlich Entwürfe für Drehbücher. Die Entscheidung, den Audiowalk als Überblick über die verschiedenen Migrationsbewegungen zu gestalten und nicht nur eine Migrationsgruppe vorzustellen, trafen übrigens auch die Schülerinnen und Schüler. Angeleitet wurden die Jugendlichen von Aleksandar Nedelkovski von der Geschichtswerkstatt des *Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation* der Stadt Wolfsburg. Die Schülerinnen und Schüler erwarben durch die Projektarbeit zum einen methodische geschichtswissenschaftliche Kompetenzen, zum anderen ging sicherlich mit dem Produkt Audiowalk als Ergebnis des Kurses eine Motivationssteigerung einher.

Migration – ein Interview mit Aleksandar Nedelkovski

Auch wenn der Audiowalk eigentlich wie ein Puzzle funktioniert, das mit vielen kurzen Geschichten multiperspektivisch eine größere Geschichte erzählt, so war es den Projektbeteiligten wichtig, ein

Hörstück zu gestalten, das einen Überblick über die verschiedenen Migrationsbewegungen gibt. In kondensierter Form sollte gezeigt werden, dass Wolfsburgs Stadtgeschichte eine Geschichte der Migration ist. Als Format bot sich hierfür ein Experteninterview an. Aleksandar Nedelkovski identifiziert vier große Migrationsgruppen: Zwangsarbeiter, Flüchtlinge und Vertriebene aus den ehemaligen Ostgebieten, Italiener und Tunesier als sogenannte Gastarbeiter sowie Spätaussiedler. Mit dem Überblick über die großen Linien der Wanderungsbewegungen macht der Hörspaziergang deutlich, dass Migration ganz unterschiedliche Ausprägungen hat. Die Zwangsarbeiter, die ab 1940 nach Wolfsburg kamen, waren Opfer der Kriegswirtschaft im Zweiten Weltkrieg. Flucht und Vertreibung brachte die Menschen seit Ende 1944 aus den ehemaligen Ostgebieten in die Stadt, während die Italiener und Tunesier als „Gastarbeiter“ in den 1960er und 1970er Jahren die klassische Arbeitswanderung verkörpern.⁶ Im Falle Wolfsburgs führte ein Mangel an Arbeitskräften seit der Stadtgründung zweimal zu großen Migrationsschüben. Beim Bau von Werk und Stadt wurden Zwangsarbeiter als Arbeitskräfte eingesetzt; während des „Wirtschaftswunders“ kamen die „Gastarbeiter“ ins Werk. Aber auch später noch war die Stadt für Spätaussiedler ein Anziehungspunkt. Heute kommen unter anderem Menschen nach Wolfsburg, die vor Terror, Krieg und Gewalt aus ihren Heimatländern fliehen mussten.

Anhand dieses Hörstücks lässt sich gut zeigen, dass der Audiowalk arbeitsteilig entstanden ist und die Projektbeteiligten unterschiedliche Expertisen miteingebracht haben. Aleksandar Nedelkovski war der Experte für Wolfsburger Stadtgeschichte und leitete gemeinsam mit dem Lehrer Christoph Röthig den Profilkurs vor Ort bei der historischen Projektarbeit an. Die Idee, das Konzept für das Projekt sowie die redaktionelle und technische Umsetzung des Hörspaziergangs brachten Christine Bartlitz, Violetta Rudolf und Julia Wolrab von der Berliner Public-History-Agentur *past[at]present* ein.⁷ Aber lassen Sie uns noch ein wenig

in der Wolfsburger Innenstadt umherschlendern. Die dritte hier beschriebene Station befindet sich mitten in der Fußgängerzone.

Die Zeichen des Baumes mahnen

*Sehen Sie sich um: Hinter Ihnen eine Cocktail-Lounge, vorne an der Ecke der Jugendtreffpunkt „Haltestelle“. Dazwischen: viel grauer Beton. Mittendrin eine Art Baumstumpf, der golden schimmert. Was steht dort geschrieben? Lassen Sie uns etwas näher herangehen.*⁸

Viele Wolfsburger werden bei diesen Worten wissen, an wen der bronzene Baum in der Innenstadt erinnern soll. Denn der Audiowalk hat Sie zum Sarenfrenkel-Platz geführt, auf dem sich das Mahnmal für die Zwangsarbeiterinnen, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge befindet – ein Bronzeabguss eines Baumes mit kyrillischen Schriftzeichen, die ein junger russischer Zwangsarbeiter 1944 in den Stamm einer Buche auf dem Klieversberg geritzt hatte. Es erinnert an die mehr als 20.000 Menschen verschiedener Nationen, die während der NS-Gewaltherrschaft in die „Stadt des KdF-Wagens“ verschleppt wurden, um im Volkswagenwerk, in öffentlichen Einrichtungen und bei Privatpersonen Zwangsarbeit zu leisten.

Über ein Drittel der Schülerinnen und Schüler entschied sich zu Beginn des Projekts für das Thema „Zwangsarbeit in Wolfsburg“. Sie wollten mit den von ihnen recherchierten und gestalteten Miniaturhörspielen einen Eindruck davon vermitteln, was die Zwangsarbeiter – viele von ihnen mit gerade einmal 16, 17 Jahren fast in ihrem Alter – in Wolfsburg erleiden mussten. Das auch an diese Jugendlichen erinnernde Mahnmal befindet sich direkt auf einem ehemaligen Verbindungsweg zwischen zwei Zwangsarbeiterlagern am historischen Ort. Diese Schichtung von Vergangenheit und Gegenwart macht die Wirkung des Audiowalks aus. Da die historischen Überreste nicht mehr sichtbar sind, sind die Nutzerinnen und Nutzer aufgefordert, ihre eigene Vorstellungskraft zu entwickeln. Im aktuellen Trubel der

Wolfsburger Innenstadt ist es an ihnen, sich die Barackenlager mit den Zwangsarbeitern vorzustellen. Das Umherschlendern in der Stadt während eines Hörspaziergangs geht mit besonders intensiven Sinneswahrnehmungen im städtischen Raum einher. Die Menschen nehmen mehr oder weniger bewusst einen Großteil ihrer Informationen über das Gehör auf.⁹ Ausgestattet mit Kopfhörern werden die aktuellen Geräusche von Passanten und Verkehr nur gedämpft wahrgenommen, als zweite Tonebene kommen die Erzählungen aus der Wolfsburger Migrationsgeschichte hinzu. Gleichzeitig registrieren die Augen alles, was aktuell geschieht, und setzen diese Bilder mit den vorgestellten Einblicken in die Vergangenheit in Beziehung. Das Vermittlungsmedium Audiowalk wirkt sich daher auf die Narration des historischen Ereignisses und dessen Rezeption aus und fördert somit den emotionalen Aspekt im Prozess des historischen Lernens.¹⁰

Olga und Piet

Emotionen spielen bei der Vermittlung von Geschichte eine bedeutende Rolle. In der Fachwissenschaft wird teils kontrovers darüber diskutiert, wie Geschichtserzählungen aussehen können, die das Vergangene ausgestalten, Erzählungen ermöglichen und sinnliche Erlebnisse kreieren,¹¹ ohne die Rezipientinnen und Rezipienten emotional zu überwältigen.¹² Ein besonders eindrückliches Beispiel für den Einsatz von Gefühlen ist das Hörstück „Olga und Piet“. Eine Gruppe von Schülerinnen und Schülern hat den Briefwechsel von zwei Zwangsarbeitern im Wolfsburger Stadtarchiv für sich entdeckt und für den Audiowalk gekürzt und dramaturgisch gestaltet. Ego-Dokumente sind Schlüsseldokumente in der Migrationsgeschichte, da durch sie die Menschen selbst zu Wort kommen und nicht nur über sie erzählt wird. Hinzu kommt noch, dass eine Liebesgeschichte – vielleicht auch gerade eine traurige – nah an der Vorstellungswelt der Schülerinnen und Schüler liegt. Allerdings kann die Einfühlung auch zur

emotionalen Überraschung führen. Diese Balance zu halten, ist die Herausforderung, die mit einer ansprechenden Vermittlung von Geschichte einhergeht. Olga und Piet begegneten sich im Herbst 1943 im Volkswagenwerk. Der damals 22-jährige Piet Albert Wit stammte aus der Nähe von Amsterdam. Olga Popowa war als 16-jährige Schülerin von den Deutschen verschleppt und als „Ost“-Zwangsarbeiterin in das Werk gebracht worden. Sie gehörte zu den knapp drei Millionen sogenannten Ostarbeiterinnen und -arbeitern, die häufig mit Gewalt als billige Arbeitskräfte aus der Sowjetunion nach Deutschland geschafft worden waren: Etwa 5.000 dieser Frauen und Männer wurden allein im Volkswagenwerk eingesetzt. Während eines Luftalarms im Werksbunker kamen sich Olga und Piet näher. Zwischen den beiden entwickelte sich eine Liebesbeziehung: die „erste große Liebe“.

Die berührenden Briefe von Olga an Piet sind überliefert und werden im Hörstück auszugsweise von einer jungen Schauspielerinnen vorgelesen.¹³ Die Stimme der Sprecherin spielt bei der Vermittlung von Emotionen eine besondere Rolle. Mit ihrer Betonung liefert die Schauspielerin eine Interpretation des Geschriebenen und verbindet ihre persönlichen Gefühle mit der Quelle. Sprache wie auch Stimme werden so zu erinnerungsgeschichtlichen Akteuren.

„[...] Und wieder, Piet, ist es Frühling! Wie fröhlich waren wir immer im Frühling. Und nun erinnert mich diese frische, angenehme Luft nur noch an irgendeine Freude. Und von der frischen Luft bekomme ich wenig mit. Ich bin immer in der Fabrik, im Benzingestank, in einem ewigen Gefängnis [...]“¹⁴

Besondere Orte erhören

„Was auffällt bei uns, [...] ist die Schlichtheit und Einfachheit, und auch die Ruhe, die Offenheit, die Transparenz. Die Lichtverhältnisse sind sehr schön. Und wir haben, was Farben angeht, dezente Farben, weiß, hellgrün, es ist alles ruhig und beruhigend. Und meine Erfahrung ist, alle Menschen, die uns hier besuchen, die sagen gleich: Es ist sehr schön hier.“¹⁵

Mohamed Ibrahim, Geschäftsführer des Islamischen Kulturzentrums Wolfsburg, beschreibt, was von außen kaum einer in den Innenräumen vermuten würde: die Moschee unweit des Großen Schillerteichs in Wolfsburg, die 2006 eröffnet wurde. Die Zuhörenden nimmt er auf diese Weise mit in die bildliche Welt dieses Ortes. Selbst wer die Moschee noch nicht von innen gesehen hat, bekommt einen atmosphärischen Eindruck des Gebäudes und seines Charakters. Der Raum selbst kann damit zwar noch nicht erschlossen, aber bereits „erhört“ werden. Imagination, die Vorstellungskraft, ist ein wirkmächtiges Instrument, um atmosphärische Zugänge zu Themen, Orten, oder, wie in diesem Fall, einem Gebäude zu ermöglichen. Immanuel Kant hat „Imagination“ einmal als „das Vermögen, einen Gegenstand auch ohne dessen Gegenwart in der Anschauung vorzustellen“, beschrieben.¹⁶

Die Moschee, die den wichtigsten Teil des Islamischen Kulturzentrums bildet, ist heute religiöse Heimstätte für die etwa 2.500 in Wolfsburg und Umgebung lebenden Muslime. Darüber hinaus möchte sie aber auch eine offene Begegnungsstätte für Muslime und Nicht-Muslime sein, die es ermöglicht, Vorurteile abzubauen und ein friedliches Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Religionen zu stärken. Der Bau des Islamischen Kulturzent-



Christine Bartlitz bei der Arbeit mit den Schülerinnen und Schülern

rums kann als ein wichtiger Meilenstein Wolfsburger Migrationsgeschichte verstanden werden, steht er doch am Ende einer nicht immer einfachen Geschichte der Annäherung. Viele Jahre über kamen Muslime in diversen, meist provisorisch genutzten Räumen in Wolfsburg für das Gebet zusammen. Proteste und Vorbehalte in der Bevölkerung begleiteten die Diskussionen rund um den 2004 begonnenen Neubau. Heute ist das Islamische Kulturzentrum eine Anlaufstelle nicht nur für Gläubige, sondern auch für viele Interessierte aus der Stadt und sogar für touristische Reisegruppen.

Das Interview mit Mohamed Ibrahim bildet im Rahmen des Audiowalks einen positiven Anknüpfungspunkt an Wolfsburger Migrationsgeschichte. Es zeigt jedoch auch, dass der Prozess von Migration und Integration von allen Beteiligten Kompromissbereitschaft, Aushalten beziehungsweise Überwinden von Gegensätzen und Vertrauen erfordert. Die noch junge Geschichte dieses Ortes und der Menschen, die ihn prägen, kann Ansporn und Vorbild für viele junge Muslime zugleich sein, die in den vergangenen drei Jahren – teilweise aus Kriegsgebieten – nach Wolfsburg gekommen sind und hier eine zweite Heimat suchen.

Lupo Martini Wolfsburg

Was hat Fußball eigentlich mit Migration zu tun? Dieser Frage wollte das Projekt mit dem Hörstück „Lupo Martini Wolfsburg“ auf den Grund gehen. Nordöstlich des Volkswagenwerkes befindet sich heute die Spielstätte dieses italienisch klingenden Vereins. Er hat derzeit circa 350 Mitglieder, die Mannschaft spielt in der Oberliga Niedersachsen. Demnach ein ganz „normaler“ Fußballverein? Nicht ganz. Die Geschichte des Vereins ist eng mit der Geschichte der Italiener in Wolfsburg verbunden, die ab 1962 durch das damals von Volkswagen umgesetzte Anwerbeabkommen kamen. Entgegen der Erwartungen der VW-Werksleitung blieben die ursprünglich als „Gastarbeiter“ angeworbenen Menschen, holten ihre Familien nach und wurden Teil der Stadtgesellschaft.

Dazu beigetragen hat vielleicht auch der Sport. Bereits im Jahr 1962 gründeten italienische „Neu-Wolfsburger“ mit Hilfe der Sozialabteilung von VW und des NFV-Fußballkreises Wolfsburg-Gifhorn den I.S.C. Lupo. Der Verein war der erste Sportverein, der von „Gastarbeitern“ in der Bundesrepublik Deutschland gegründet wurde. Damals lag der

Fußballplatz unweit der Berliner Brücke in Wolfsburg, dort wo heute das große Stadion des VfL Wolfsburg steht. „Sport verbindet Menschen unterschiedlicher Herkunft, Religion, Hautfarbe und verschiedenen Alters.“¹⁷ Dieses Plädoyer Jérôme Boatengs im Rahmen einer Kampagne der Antidiskriminierungsstelle des Bundes aus dem Jahr 2014 beschreibt treffend, inwiefern Sport, in diesem Fall der Fußball, ein verbindendes, Grenzen überwindendes Element besitzt, das auch ohne eine gemeinsame Sprache oder eine gemeinsame kulturelle Prägung zu Integration und Verständigung beitragen kann.

Das Projektteam hat sich deshalb dazu entschieden, die Geschichte des USI Lupo-Martini e.V. zu erzählen, wie der Verein nach einer Fusion mit einem zweiten italienisch-deutschen Verein in Wolfsburg heute heißt. Während der Erarbeitung des Audiowalks waren es beteiligte Schüler, die den Wunsch äußerten, auf jeden Fall ein Hörstück zum Thema Fußball machen zu wollen. Die Annäherung an Geschichte kann, so zeigt sich, neben der Arbeit mit konkreten Orten und Personen, auch durch Themen erfolgen, die einfach Spaß machen und Schnittmengen zum Alltag und den Interessen der Jugendlichen aufweisen.

Zu guter Letzt

In sechs Hörstücke haben Sie gerade schon einen kleinen Einblick bekommen – von insgesamt 22 Stationen in der Wolfsburger Innenstadt. Sie haben Lust auf mehr? Dann besuchen Sie den Audiowalk auf der Seite der Stadt Wolfsburg: www.wolfsburg.de/izs-audiowalk. Hier finden Sie alle Hörstücke im Wolfsburger Stadtbild verortet. Sie können die Töne entweder am heimischen Computer anhören oder mit einem internetfähigen Handy oder Tablet direkt am jeweiligen (historischen) Ort entdecken. Die Geschichtswerkstatt des IZS und die Eichendorffschule möchten am Format des Audiowalks festhalten und in den kommenden Jahren weitere Stationen zur Wolfsburger (Migrations-)Geschichte recherchieren, gestalten und vertonen. Auf diese Weise wird sich das historische Puzzle Stück für Stück zu einem Gesamtbild fügen und Wolfsburger Geschichte sowie ihre Menschen in ihrer Vielfalt erlebbar machen.

Christine Bartlitz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam (ZZF). Sie

ist verantwortliche Redakteurin der Internet-Portale Docupedia-Zeitgeschichte (www.docupedia.de) und Visual History (www.visual-history.de), Dozentin im Masterstudiengang „Public History“ der Freien Universität Berlin sowie Gründungsmitglied der Public-History-Agentur „past[at]present“.

Violetta Rudolf studierte Geschichte, Germanistik und Public History in Bremen, Berlin und Warschau. Zurzeit promoviert sie an der Humboldt-Universität zu Berlin zum Thema „Die bildliche Darstellung von Migrant*innen in den bundesdeutschen Printmedien Spiegel und Stern“ und ist assoziierte Doktorandin am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam. Sie ist Gründungsmitglied der Public History-Agentur „past[at]present“.

Julia Wolrab ist seit 2013 wissenschaftliche Referentin für Extremismusprävention und politische Bildung bei Gegen Vergessen – Für Demokratie e. V. in Berlin. Sie ist Mitbegründerin der „past[at]present“ GbR Berlin. Wolrab studierte Geschichte, Islamwissenschaften und Public History in Freiburg und Berlin und ist darüber hinaus ausgebildete systemische Beraterin.

1 „Wolfsburg liebt den Lemigrante“, in: City Magazin Wolfsburg, Ausgabe 2 (Sommer 2016), online abrufbar unter http://www.create-wolfsburg.de/index_html_files/CM_Quinto%20Provenziani%20Kuenstlerportrait.pdf [16.1.2018].

2 Zeitungsartikel ohne Titel, in: Wolfsburger Nachrichten vom 6. Juli 1962 (StadtA WOB, S. 56 (3)).

3 Hedwig Richter/Ralf Richter, Die „Gastarbeiter-Welt“: Leben zwischen Palermo und Wolfsburg, Paderborn 2013, S. 9–16, 124–126.

4 Miriam Buchhauser, Nele Schömers, Jan-Hendrik Staus.

5 Miriam Buchhauser, Connor Fast, Luis Gerich, Christian Giemsa, Felix Göthe, Nicole Günther, Daria Häfner, Jona Hölter, Daniel Knor, Roman Köhler, Chiara Meister, Mel-Morin Moser, Lea Rösel, Nele Schömers, Chantal Staus, Jan-Hendrik Staus, Til Ulrich, Jamie Mrugalla und Jonas Trabant.

6 Jochen Oltmer, Migration vom 19. bis zum 21. Jahrhundert (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 86), Berlin/Boston 2016, S. 4f.

7 Für detailliertere Informationen siehe die Homepage <http://past-at-present.de/> [21.1.2018].

8 Auszug aus dem Hörstück „Zwangsarbeiter-Denkmal“, aus: IZS Audiowalk: Wolfsburg – eine Migrationsgeschichte, online abrufbar unter <https://www.wolfsburg.de/izs-audiowalk> [14.1.2017].

9 Gerhard Paul/Ralph Schöck, „Einleitung“, in: Dies. (Hg.), Sound des Jahrhunderts. Geräusche, Töne, Stimmen 1889 bis heute. Bonn 2013, S. 10–17, hier S. 10.

10 Siehe zu diesem Thema Violetta Rudolf, Geschichte im Ohr – Eine empirische Untersuchung zu historischem Lernen mit dem Audiowalk *kudamm31. eine unerhörte geschichte*. Unveröffentl. Masterarbeit Freie Universität Berlin 2014, S. 3.

11 Daniel Tyradellis, Müde Museen. Oder: Wie Ausstellungen unser Denken verändern könnten. Hamburg 2014, S. 139.

12 Der „Beutelsbacher Konsens“ im Wortlaut unter <http://www.bpb.de/die-bpb/51310/beutelsbacher-konsens>. Aktuell dazu siehe unter anderem Benedikt Widmaier/Peter Zorn (Hg.), Brauchen wir den Beutelsbacher Konsens? Eine Debatte der politischen Bildung. Bonn 2016; Siegfried Frech/Dagmar Richter (Hg.), Der Beutelsbacher Konsens. Bedeutung, Wirkung, Kontroversen. Schwalbach/Ts. 2017.

13 Stadtarchiv Wolfsburg (StadtA WOB), Klaus-Jörg Siegfried, Ausstellungsmanuskript Zwangsarbeiter, Liebe unter Zwangsarbeitern; Olga Smolkina/Piet Wit, Olga und Piet: Eine Liebe in zwei Diktaturen (Historische Notate. Schriftenreihe der Historischen Kommunikation der Volkswagen Aktiengesellschaft). Wolfsburg 2006.

14 Auszug aus dem Hörstück „Olga und Piet“, aus: IZS Audiowalk: Wolfsburg – eine Migrationsgeschichte (wie Anm. 8).

15 Auszug aus dem Hörstück „Eine Moschee im Grünen“, aus: Ebd.

16 Vadim Oswalt, „Imagination im historischen Lernen“, in: Michele Baricelli/Martin Lücke (Hg.), Handbuch Praxis des Geschichtsunterrichts, Band 1. Schwalbach/Ts. 2012, S. 121–135, hier S. 121.

17 Vgl. http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Plakate/Plakat_Jerome_Boateng.pdf?__blob=publicationFile (letzter Aufruf: 15.01.2017).

„Architekten“, erklärte 1984 mit Hermann Henselmann einmal einer der prominentesten Vertreter dieser Berufsgruppe, „sind keine Kinder der Niederlagen, aber im tiefsten Ernst haben wir in unseren Herzen Gräber, wo wir vieles vergraben und versteckt halten.“¹ Nach dem Zusammenbruch des NS-Staates setzten die ehemaligen Baumeister des „Dritten Reiches“ ihre Arbeit zumeist fort, ohne ihre Tätigkeit in Hitlers Staat kritisch zu hinterfragen.² Jene aber, deren Nähe zum Nationalsozialismus zu offenkundig war, legten sich eine Entlastungsstrategie zurecht, die ihnen die Rückkehr in die demokratische Gesellschaft der Bundesrepublik ermöglichte. Geradezu perfektioniert hat dieses Vorgehen Albert Speer, dessen Legende vom „guten Nazi“ und unwissenden Zeitzeugen erst der Münchner Historiker Magnus Brechtken in seiner 2017 erschienenen Biografie dekonstruierte.³ Auch Peter Koller, ein Jugendfreund Speers, der 1937 mit der Planung der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ beauftragt wurde, präsentierte sich in der unmittelbaren Nachkriegszeit und den 1950er Jahren als unpolitischer Planer. Seine Karriere setzte er, mit Ausnahme einer kleineren Schaffenspause in den ersten Jahren nach 1945, fast ungebrochen fort. So wurde Koller 1955 Stadtbaurat von Wolfsburg; 1960 erfolgte gar die Berufung auf den Lehrstuhl für Städtebau an der *Technischen Universität Berlin*.

Das größte Hindernis auf dem Weg in eine erfolgreiche Nachkriegskarriere – und das galt für Koller wie für alle seine Berufsgenossen – bildete das Entnazifizierungsverfahren, das eine zeitlich befristete Internierung gleichermaßen zur Folge haben konnte wie eine unmittelbare Rückkehr in den früheren beruflichen und sozialen Status.⁴ Folglich stand nicht die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen NS-Vergangenheit im Vordergrund, vielmehr war das Spruchkammerverfahren ein Kampfplatz um Nachkriegskarrieren. Koller fügte seinem ausgefüllten Fragebogen sechsundzwanzig Anlagen bei, darunter verschiedene „Persilscheine“, die seine unpolitische Haltung während der Zeit des „Dritten Reiches“ bestätigen sollten. In einem zweiseitigen Schreiben ging er auf diese Zeugnisse ein und nahm Stellung zu seinem beruflichen und politischen Lebensweg bis 1945.⁵

Jugend und NSDAP-Beitritt

Peter Koller war seit dem 1. Januar 1931 NSDAP-Mitglied.⁶ Daher war es ein zentrales Anliegen Kollers den noch vor der Machtergreifung Hitlers erfolgten Parteibeitritt – den Mitgliedsantrag hatte er bereits im Dezember 1930 eingereicht – im anstehenden Entnazifizierungsverfahren zu verharmlosen und die bewusste Hinwendung zum Nationalsozialismus zu kaschieren. Hier erklärte Koller seine Mitgliedschaft mit pragmatisch-wirtschaftlichen Erwägungen: „In die NSDAP war ich [...] eingetreten, in der Überzeugung, dass diese Partei allein die Bautätigkeit auf dem Gebiet des Wohnungs- und Siedlungsbaues würde so anlaufen lassen können, wie es in Anbetracht der damals schon fehlenden 900.000 Wohnungen und der Millionenarbeitslosigkeit nötig erschien.“⁷ Dass Koller daneben lediglich noch dem *Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps* und keiner weiteren NS-Organisation angehört hatte, suchte er sogleich zu seinem Vorteil zu deuten: „Dass ich in der Partei nie ein Amt bekleidet habe, hat nicht nur in meiner starken beruflichen Inanspruchnahme seinen Grund, son-



Porträtfoto Peter Koller mit eigenhändiger Unterschrift, Ausweis der Reichskammer der bildenden Künste, 1940, StadtA WOB S 11/156-3.

Stillschweigende Lernprozesse

Der Architekt Peter Koller und der Nationalsozialismus

VON MARCEL GLASER

dern auch darin, dass mir jede Einseitigkeit fernlag.“⁸ Ideologische Gründe für einen Parteieintritt – dies ist die Kernaussage seiner Argumentation – hätte es keinesfalls gegeben. Gegenüber Erich Neumann-Walter, der zusammen mit ihm von 1918 bis 1925 das Schottengymnasium in Wien besuchte, nannte der Städteplaner 1954 dagegen Motive, die vor allem in seine Jugend- und Studienzeit zurückreichen. Das klang dann doch deutlich anders als in seinen Erklärungen aus dem Entnazifizierungsverfahren: „Du wirst dich ja daran erinnern, daß ich als Junge streng national, wie man sagte, war und ich bin ja der einzige sogenannte Hakenkreuzler in unserer Klasse gewesen. Ich bin natürlich später der Partei beigetreten, nicht nur aus praktischen oder politischen Gründen, sondern weil mein ganzer Lebensweg, mein ganzer Erziehungsgang darauf hindrängte [...]“⁹ Der NSDAP, so gestand Koller gegenüber seinem Jugendfreund ein, habe er sich vor allem aus persönlicher Überzeugung angeschlossen.

Aus seiner Entnazifizierungsakte lassen sich nur wenige Informationen über Kollers Jugend- und Studienjahre entnehmen. Der am 7. Mai 1907 als Sohn des Zahnarztes Robert Koller und seiner Ehefrau Josefine in Wien geborene Peter Koller besuchte von 1913 bis 1917 die Volksschule in Wien und Feldkirchen/Kärnten, bevor er auf das Schottengymnasium in Wien wechselte, wo er 1925 die Matura „mit Auszeichnung“ ablegte.¹⁰ Schon früh war Koller in Kontakt

mit völkisch-nationalistischen Strömungen gekommen. „Diese betont nationale Einstellung war für unsere Familie selbstverständlich“, schrieb Koller 1958 in einer autobiografischen Schrift.¹¹ Entsprechend dieser Gesinnung schloss er sich als Jugendlicher dem völkisch-antisemitischen Jugendbund der *Adler und Falken* an. Diese 1920 durch den Schriftsteller Wilhelm Kotzde gegründete Vereinigung war eine radikalere Form des Vorkriegswandervogels. „Die explizite Ausrichtung auf das ‚Deutschtum‘ und die deutlichen Hinweise auf eine rassistische Grundierung dieser Mission“, so der Historiker Rüdiger Ahrens, „zeichneten den Bund der Adler und Falken besonders aus.“¹² Nicht ein Sozialismus der Tat, sondern „eine langfristig angelegte körperliche und charakterliche Schulung, deren Ziel und Richtpunkt das ‚Deutschtum‘ bildete“, stand im Mittelpunkt ihrer Arbeit und sollten dazu beitragen, die Probleme der Gegenwart zu überwinden. Dazu musste vor allem die Volkssubstanz als „rassische Grundlage“ erhalten bleiben. Juden waren von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Zudem sollte die Beziehung der Jugendlichen zum ‚Deutschtum‘ gestärkt werden, was vor allem durch das Wandern und die Beschäftigung mit spezifisch deutschen Kulturgütern erfolgen sollte.¹³ Peter Koller nahm eine Führungsposition ein und war zeitweise Gauführer der Adler und Falken in Österreich.¹⁴ In Wien stand der Bund zudem unter dem Einfluss des Nationalökonom Othmar Spann. Von

dessen Ständestaatstheorie, Kategorien- und Ganzheitslehre, wegen der er nicht wenigen Historikern als Wegbereiter des Austrofaschismus gilt, war Koller tief beeindruckt. Er habe Spanns Lehre „rauf und runter beten können“, teilte er noch 1988 mit.¹⁵

Karriere im Nationalsozialismus

Koller begann 1925 ein Architekturstudium an der *Technischen Universität Wien*. Da er bei Heinrich Tessenow, dessen einfache und bodenständige Architektur er bewunderte, studieren wollte, wechselte er 1928 an die *Technische Hochschule (TH) Berlin-Charlottenburg*. Dort lernte Koller Tessenows Assistenten Albert Speer kennen, für den er kleinere zeichnerische Arbeiten verrichtete.¹⁶ Am 5. Juli 1927 bestand Koller die Erste Staatsprüfung in Wien; am 9. Juli 1929 auch die Zweite – beide Prüfungen schloss er mit „sehr gut“ ab.¹⁷ Von Mai 1930 bis zum Dezember 1931 arbeitete Koller sodann im Büro von Hermann Jansen als Städteplaner, bevor er im Zuge der Wirtschaftskrise entlassen wurde und sich auf den familieneigenen Bauernhof nach Kärnten zurückzog, um vorerst als Landwirt zu leben.¹⁸

Erst die Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 bot Koller eine neue berufliche Perspektive. Albert Speer holte den jungen Architekten als Abteilungsleiter in das KdF-Amt „Schönheit der Arbeit“, wenig später wechselte Koller in das Reichsheimstättenamt der *Deutschen Arbeitsfront*, wo er vor allem mit Siedlungsplanungen im Aachener Wurmkoehlerevier befasst war. Nichts Geringeres als ein „Musterbeispiel“ nationalsozialistischer Planungsarbeit wollten Koller und seine Mitarbeiter hier erschaffen.¹⁹ Im Juni 1935 wechselte Koller an die *Reichsstelle für bäuerliche Siedlungsplanungen*, im Dezember desselben Jahres wurde er Bezirksplaner in Augsburg. Diese Stelle hatte er bis Anfang 1938 inne, bevor er als Beauftragter des Generalbauinspektors Albert Speer mit der Planung der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ beauftragt wurde. Adolf Hitler persönlich genehmigte im März 1938 den Entwurf Kollers für die zu planende Musterstadt am Mittellandkanal. Dank seiner Beziehungen zu Albert Speer und anderen NS-Eliten wie dem Führer der *Deutschen Arbeitsfront*, Robert Ley, avancierte Koller zu einem der führenden Architekten des ‚Dritten Reiches‘. So war er unter anderem für die Planungen zur Neugestaltung von Linz, Graz, Innsbruck, Leoben, Waldbröl und Klagenfurt sowie Teilen der Reichshauptstadt Berlin zuständig.²⁰ Kleinere Aufträge reizten Koller nicht mehr. Die Vorstellung, durch die Planungen für den neuen Staat einen geradezu geschichtlichen Auftrag zu erfüllen, führten zu einer Distanzlosigkeit gegen über den nationalsozialistischen Machthabern und einer fast grenzenlosen Identifikation mit dem Nationalsozialismus. Gegenüber seinem Jugendfreund Kurt Reuter drückte Koller seine Haltung im Frühjahr 1939 so aus: „Um mit Mussolini zu reden: Besser ein Tag Löwe, als 100 Tage Schaf.“²¹ Wie sehr er von seinen Zusammentreffen mit Adolf Hitler begeistert war, geht aus einem Brief an seinen Förderer Albert Speer vom August 1940 hervor: „Ich stehe noch immer unter dem Eindruck des großen Erlebnisses, wieder beim Führer gewesen zu sein und danke Ihnen noch oftmals dafür, daß Sie mir stets in so lieber Weise förderlich sind.“²² Gegenüber dem Raumplaner Ewald Liedecke wird Koller im November 1940 noch deutli-



Peter Koller (Mitte) mit Mitarbeitern im Stadtbaubüro der DAF in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“, 1941. Foto: Hennig Nolte/IZS

cher. Seine Worte sind so aussagekräftig, dass das Zitat hier in seiner ganzen Länge wiedergegeben wird: „Es wird Sie vielleicht interessieren, dass ich unlängst mit dem Grazer Gauleiter 1 ½ Std. lang beim Führer war und ihm meine Grazer Planung mit erklären konnte. Der Führer hat hierbei mit einer für die heutige Zeit ja erstaunlichen Ruhe längere grundsätzliche Ausführungen über den Städtebau gemacht und zwar bis zum Detail, [...] aber vor allem überzeugend, ja geradezu faszinierend dargestellt, wie er alle diese Dinge mit einer großen politischen Linie und mit einem geschichtlichen Maßstab sieht. Es ist jedes Mal ein solches Erlebnis, dass ich nachher zu meinem Bedauern, obwohl ich dort ganz ruhig bin, nicht eigentlich im Zusammenhang schriftlich festhalten kann, was der Führer gesagt hat.“²³

In den durch Koller im Rahmen seines Entnazifizierungsverfahrens zusammengetragenen Entlastungsschreiben klingt diese Begeisterung nicht im Entferntesten an. So legte beispielsweise Ines Teichmann, in den Jahren 1935 und 1936 eine Nachbarin in Berlin, ein Leumundsschreiben vor, indem sie behauptete, Koller habe „sich nie mit Politik und Propaganda beschäftigt und auch nie irgend einen Umgang mit anderen Parteimitgliedern oder Amtswaltern gehabt“.²⁴ Die großen Planungen abseits der „Stadt des KdF-Wagens“ fanden in dem Entnazifizierungsverfahren keine Erwähnung und spielten folglich bei der Entscheidung der Kammer keine Rolle. Der Ausschuss nahm zudem auch keinen Anstoß daran, dass Koller auch finanziell ein Nutznießer der NS-Diktatur war. Betrug sein Jahreseinkommen 1933 noch 2.400 RM, so stieg es bis zu seiner Einberufung zur Wehrmacht 1942 auf 79.842 RM an. Selbst 1943 betrug es durch Außenstände noch stattliche 45.640 RM.²⁵ Allerdings arbeiteten die Entnazifizierungsspruchkammern in der britischen Zone 1948 bereits vergleichbar zurückhaltend; Koller musste sein Verfahren durch die Abgabe des Fragebogens selbst in Gang setzen.²⁶

Mit Entscheidung vom 5. Januar 1949 stufte der Entnazifizierungs-Hauptausschuss für den Landkreis Gifhorn Koller in die Kategorie IV „Unterstützer“ mit Beschränkung der Wählbarkeit ein. Nach Begleichung der Verfahrenskosten von 200 DM stand dem Beginn einer neuen Nachkriegskarriere nichts mehr im Wege. Lediglich Kollers Mitgliedschaft in der NSDAP hatte eine Einstufung als „entlastet“ verhindert.²⁷ Der Architekt erschien als unpolitischer Fachmann, weshalb die Kammer keine Berührungspunkte zwischen seiner Tätigkeit als Stadtplaner und dem Nationalsozialismus sah. Dies stimmte jedoch nicht. Der Gießener Historiker David Kuchenbuch führt beispielsweise aus, der „wichtigste Aspekt des Selbstbilds der Planer war aber ihr Bewusstsein, dass sie für eine Gemeinschaft planten, der sie selber angehörten“.²⁸ Als Sozialingenieure und Funktionseiliten setzten Architekten ihr Wissen selbstständig ein, um am Aufbau einer neuen Gesellschaft, der rassistisch homogenen und durch hierarchische Unterstellungsverhältnisse gekennzeichneten nationalsozialistischen ‚Volksgemeinschaft‘, mitzuwirken. Sie waren somit keinesfalls Verführte, die die unbegrenzten Möglichkeiten in Hitlers Reich gewissenlos nutzten, sondern betrieben aktiv nationalsozialistische Gesellschaftspolitik.

Mitläufer in die Demokratie

Die im Entnazifizierungsverfahren vorgebrachten ‚Persilscheine‘ – unter anderem hatte der SPD-Ortsverband Wolfsburg, der SPD-Politiker Herbert Chall und nicht zuletzt der katholische Geistliche Antonius Holling Entlastungsschreiben bereitgestellt – betonten nicht zuletzt Kollers „demokratische Anschauung“ und seinen Wert für den „demokratischen Aufbau“.²⁹ In Wolfsburg hatte Koller aus opportunistischen Gründen bereits früh die Nähe zur SPD gesucht, einen Parteibeitritt aus politischen Gründen aber abgelehnt. Hier, so teilte er einem ehemaligen Mitarbei-

ter 1948 mit, habe man nur Chancen auf den Stadtbauratsposten, wenn man SPD-Mitglied sei, „und in die SPD deswegen einzutreten, wird sich wohl nicht lohnen.“³⁰ Intensiver hingegen waren die Beziehungen zur katholischen Kirche, insbesondere zu Pastor Antonius Holling. Mit seinem Wiedereintritt in die katholische Kirche und der Errichtung des ersten katholischen Gotteshauses in Wolfsburg, der St. Christophorus-Kirche (1951), hatte Koller ein weithin sichtbares Zeichen seiner inneren Umkehr geschaffen. Die starke religiöse Rhetorik, die in späteren privaten Briefen und Aufzeichnungen Kollers immer wieder anklängt, sowie das hohe persönliche Engagement, das Koller beim Kirchenbau an den Tag legte, zeigen, dass es sich hierbei durchaus um eine Rückkehr zum Katholizismus aus innerer Überzeugung handelte.

Spätestens seit Mitte der 1950er Jahre und seiner Berufung zum Stadtbaurat von Wolfsburg 1955 war Koller in der bundesdeutschen Demokratie angekommen. Gleichwohl unterhielt er nach wie vor Beziehungen ins völkische Milieu, etwa zum *Dörnbergbund*, in dem sich ehemalige Mitglieder der *Adler und Falken* 1953 zusammengeschlossen hatten. Wenngleich er mit deren Haltung nicht mehr übereinstimmte, konnte er sich doch nicht gänzlich von seiner Vergangenheit in der Jugendbewegung distanzieren. „Aber wir sind eigentlich dieser ganzen Art so völlig entfremdet, dass wir keinen rechten Konnex mehr herstellen können. Auch scheint uns diese sogenannte ‚nationale‘ Haltung, die dort immer noch herrscht, so völlig veraltet, überholt und eigentlich absurd geworden, dass wir gar nicht recht wissen, wie wir uns mit den Leuten stellen sollen, um sie nicht vor den Kopf zu stoßen“, schrieb Koller 1955 an seinen Jugendfreund Reuter, denn „die Kameradschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl sind immer noch da, man muss aber vermeiden, auf konkrete wesentliche Dinge zu sprechen zu kommen, weil man verschiedene Sprachen spricht.“³¹

Einer kritischen Auseinandersetzung mit seinem eigenen Wirken im Nationalsozialismus stellte sich Koller nach 1945 nur bedingt. Stattdessen vollführte er in der Nachkriegszeit eine geschichtskulturelle Anpassungsleistung. Mediale Aufmerksamkeit gewann Koller in Folge eines offen zur Schau gestellten erfolgten Läuterungsprozesses, wobei er sich mitunter als Opfer der Umstände, des NS-Systems und seines eigenen Handelns inszenierte und damit zugleich die Voraussetzung schuf, in den folgenden Jahren als Zeitzeuge große Aufmerksamkeit zu erlangen.³² Erst in den 1980er-Jahren unternahm er verschiedene Versuche, seine NS-Vergangenheit in privaten und intimen Lebensbeichten zu bewältigen. Allerdings lassen sich diese Dokumente vielmehr als Versuch der Selbstvergewisserung lesen, im „Dritten Reich“ doch eigentlich nicht dabei gewesen zu sein. In seiner „Berufs-Litanei“, einem Bittgebet von Ostern 1988, dankte Koller gar dem „guten, sicher unschuldigen Dr. Ley“ dem er „ewige Seligkeit“ und Frieden wünschte.³³

1 Hermann Henselmann, Helmut Henrich, Wilhelm Wortmann, „Architekten sind keine Kinder der Niederlagen, aber im tiefsten Ernst haben wir in unseren Herzen Gräber, wo wir vieles vergraben und versteckt halten“, in: *Stadtbauwelt*, Nr. 84 (1984), S. 350–378.

2 Zur Kontinuitätsproblematik in der Architektur siehe nach wie vor das Standardwerk von Werner Durth, *Deutsche Architekten. Biographische Verflechtungen 1900–1970*. Braunschweig/Wiesbaden 1986.

3 Magnus Brechtken, Albert Speer. Eine Karriere. Berlin 2017.

4 Einen guten Überblick bieten Cornelia Rauh-Kühne, „Die Entnazifizierung und die deutsche Gesellschaft“, in: *Archiv für Sozialgeschichte*, Jg. 35 (1995), S. 35–70; Clemens Vollnhals (Hg.), *Entnazifizierung. Politische Säuberung und Rehabilitation in den vier Besatzungszonen 1945–1949*. München 1991.

5 Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover (im Folgenden NHStA-H), Nds. 171 Lüneburg Nr. 58005, Erläuterungen zu den Anlagen 1–22 des Fragebogens Peter Koller, Wolfsburg, vom 18. November 1948.

6 Stadtarchiv Wolfsburg (im Folgenden StadtA WOB), S11/147, NSDAP-Parteibuch Peter Koller. Mitglieds-Nummer: 394.167.

7 NHStA-H, Nds. 171 Lüneburg Nr. 58005, Erläuterungen zu den Anlagen 1–22 des Fragebo-

gens Peter Koller, Wolfsburg, vom 18. November 1948.

8 Ebd.

9 StadtA WOB, S11/74, Peter Koller an Erich Neumann-Walter, 12. Februar 1954.

10 Archiv Technische Universität Berlin, 109-1/225, Personalblatt Peter Koller, 22.09.1960 sowie „Ergebnisse der Reifeprüfung in den Jahren 1920/21 bis 1924/25“, in: Jahresbericht des Schotengymnasiums in Wien. Am Schlusse des Schuljahres 1925/26 veröffentlicht von Direktor Dr. Albert Hübl, Wien 1926, S. 46–51, hier S. 51.

11 Peter Koller, „Vom ‚Führer‘ verführt, von seinem Engel zurückgeführt“, in: P. Bruno Schafer (Hg.), Die Wahrheit machte sie frei. Konvertiten schildern ihren Weg zur Kirche. Trier 1958, S. 15–34, hier S. 17.

12 Hier und im Folgenden Rüdiger Ahrens, Bündische Jugend. Eine neue Geschichte 1918–1933. Göttingen 2015, S. 98.

13 Ebd., S. 95.

14 Archiv der Deutschen Jugendbewegung (im Folgenden AdJB), A 2-80/25, Leopold Harhammer, Meine Erinnerungen an die Jugendbewegung. 2. Phase: Bund der Adler und Falken (1926 bis zur Auflösung 1937), 1963, S. 5.

15 „Die 1000jährige Planung für Graz“, in: Kleine Zeitung vom 7. Februar 1988. Zu Spann siehe Karl Bruckschwaiger, „Othmar Spann. Ein österreichischer Vertreter der konservativen Revolution?“ In: Michael Benedikt/Reinhold Knoll/Cornelius Zehetner (Hg.), Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung. Bd. 5: Im Schatten der Totalitarismen. Vom philosophischen Empirismus zur kritischen Anthropologie. Philosophie in Österreich 1920–1951. Wien 2005, S. 467–474. Vgl. auch Klaus-Jörg Siegfried, Universalismus und Faschismus. Das Gesellschaftsbild Othmar Spanns. Zur politischen Funktion seiner Gesellschaftslehre und Ständestaatskonzeption. Wien 1974.

16 StadtA WOB, S43, Tonbandinterview mit Titus Taeschner, 15. April 1987.

17 StadtA WOB, 7945-1, Personalakte Peter Koller: Abschrift Staatsprüfungszeugnis (Erste Staatsprüfung) vom 5. Juli 1927; Abschrift Staatsprüfungszeugnis (Zweite Staatsprüfung) vom 9. Juli 1929.

18 StadtA WOB, 7945-1, Personalakte Peter Koller: Lebenslauf vom 18. Juli 1955.

19 StadtA WOB, Koller privat I, Grundsätzliches über die Planungsarbeit, Ausarbeitung Kollers vom 15. Februar 1934.

20 Marcel Glaser, „Geschichtspolitik als Entlastungsstrategie: Der Architekt Peter Koller in Wolfsburg“, in: Forum Stadt, Jg. 43 (2016), S. 3–18, hier S. 5.

21 StadtA WOB, S11/90, Peter Koller an Kurt Reuter, 9. Mai 1939.

22 StadtA WOB, S11/124, Peter Koller an Albert Speer, 9. August 1940.

23 StadtA WOB, S11/124, Peter Koller an Ewald Lieddecke, 22. November 1940.

24 Zeugnis von Ines Teichmann, 30.09.1946. Eine Kopie der sich im Privatbesitz befindlichen Quelle liegt dem Verfasser vor.

25 NHStA-H, Nds. 171 Lüneburg Nr. 58005, Fragebogen des Military Government of Germany, unterzeichnet von Peter Koller am 15. November 1948, S. 10.

26 NHStA-H, Nds. 171 Lüneburg Nr. 58005, Peter Koller an den Entnazifizierungsausschuss Gifhorn, 27. November 1948. Zur Entnazifizierung in der britischen Zone siehe Heinz Wember, „Entnazifizierung nach 1945. Die deutschen Spruchgerichte in der britischen Zone“, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jg. 43 (1992), S. 405–426. 27 NHStA-H, Nds. 171 Lüneburg Nr. 58005, Entnazifizierungsausschuss für den Landkreis Gifhorn, Entnazifizierungs-Entscheidung im schriftlichen Verfahren gegen Koller, Peter vom 28. Dezember 1948.

28 David Kuchenbuch, Geordnete Gemeinschaft. Architekten als Sozialingenieure. Deutschland und Schweden im 20. Jahrhundert. Bielefeld 2010, S. 256.

29 Schreiben Jürgen Sandmanns an den Entnazifizierungsausschuss, 18. November 1948. Eine Kopie der sich im Privatbesitz befindlichen Quelle liegt dem Verfasser vor.

30 StadtA WOB, S11/130, Peter Koller an Wilhelm Gernhardt, 28. April 1948.

31 StadtA WOB, S11/74, Peter Koller an Kurt Reuter, 11. Februar 1955.

32 „Hinter der Stirn von Peter Kollers apertem Künstlerkopf wühlen noch heute die Zweifel des Vierzigers an dem, was ihn als gerade 30jährigen enthusiastisierte. Aus einem Deckenwinkel seines Zimmers schaut ein von Kinderhänden gefalteter Goldpapierengel, neben der Zither ist das Bild zweier gefalteter Hände aufgestellt und zu Häupten der Liegestatt liegt das Gebetbuch. Von niemand aufgefordert und von niemand zur Rede gestellt, rechnet Peter Koller mit sich selbst in Gespräch und Schrift um Rehabilitierung oder Verdammung der ‚Stadt des KdF-Wagens‘, der Gespensterstadt Wolfsburg.“ „Porsche von Fallersleben. Geschichte eines Automobils. 1. Fortsetzung“, in: Der Spiegel, Nr. 19 vom 11. Mai 1950, S. 28–33, hier S. 33.

33 StadtA WOB, S11/151, Berufs-Litanei, Ostern 1988.



Präsentation des Generalbebauungsplans der Stadt des KdF-Wagens am 2. März 1938 bei Adolf Hitler. Von links: Benno von Arent, Albert Speer, Adolf Hitler, Robert Ley, Ferdinand Porsche, Bodo Lafferentz, Peter Koller. Foto: IZS

Forschungsarbeiten zu Wolfsburg

„Fabeln und Mythen mit den Quellen konfrontieren“

Marcel Glaser im Interview

Alexander Kraus: Koller steht mit seiner fast ungebrochenen Karriere auch nach dem Zusammenbruch des NS-Staates keineswegs alleine, doch erscheint sein Lebensweg insofern besonders, als er die städtebauliche Entwicklung seiner einstigen NS-Mustersiedlung „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ als Wolfsburger Stadtbaurat fortsetzen konnte. Welche Konstellation innerhalb der Stadt hat dieses Fortwirken möglich gemacht? Waren solche Kontinuitäten in den Karriereverläufen in der Volkswagenstadt leichter möglich als andernorts?

Marcel Glaser: Koller selbst hat sein Leben ja immer als von Brüchen und Neuorientierungen durchzogen beschrieben, aber in der Tat ähnelt es mehr einem Kreislauf. In Wolfsburg herrschte auch nach dem Untergang des NS-Staats eine Art Elitenkontinuität. Wichtige Positionen wurden von Personen besetzt, die schon vor 1945 in die Stadt gekommen waren. Man kannte sich. Und im Zuge des Wiederaufbaus glaubten diese Kreise auf die Berufserfahrung ehemaliger Nationalsozialisten nicht verzichten zu können. Peter Koller ist hier keinesfalls ein Einzelfall, auch Personen wie der Architekt Titus Taeschner, der Apotheker Wilhelm Nabel oder Führungskräfte der Neuland wie Christian Staab oder Albert Konitz haben nicht wirklich Probleme gehabt, ihre Karrieren fortzusetzen. Die politischen Parteien, in Kollers Fall die SPD, haben dabei gerne geholfen. Immerhin stellten die ehemaligen Nationalsozialisten und Mitläufer ein erhebliches

Wählerpotential dar. Ich denke aber nicht, dass die Integration von NS-belasteten Personen in Wolfsburg leichter verlief als in anderen Städten der Bundesrepublik.

Alexander Kraus: Das Wirken von NS-Stadtplanern und Architekten innerhalb des NS-Staates ist bislang nur wenig erforscht, dabei waren Architektur und Stadtplanung zentrale Bestandteile nationalsozialistischer Gesellschaftspolitik. Wie erklärst du dir diese augenscheinliche Lücke?

Marcel Glaser: Nun, es gibt inzwischen doch eine ganze Reihe Studien zur Stadtplanung, und auch die Biografien wichtiger NS-Architekten wie Herbert Rimpl, Konstanty Gutschow, Hans Dustmann, Rudolf Wolters, Ernst Sagebiel oder Otto Strohmeier sind in den letzten Jahren aufgearbeitet worden. Dass es auch bei so prominenten Architekten wie Albert Speer noch immer viel zu entdecken gibt, hat ja just der Historiker Magnus Brechtken gezeigt. Doch sind dies fast alles Studien von Architekturwissenschaftlern und Architekturwissenschaftlerinnen, und diese haben es bisher zum Großteil vermieden, die Ergebnisse der Geschichtswissenschaften in ihre Arbeiten miteinzubeziehen und die Tätigkeit der Architekten unter Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontextes zu beurteilen. Zudem sah die Architekturwissenschaft im Architekten zu gerne den ‚Künstler‘, der mit den politischen Verhältnissen eigentlich nichts zu tun gehabt habe – und wenn, dann habe er

sich von den großen Angeboten des Nationalsozialismus verführen lassen. „Zu jung, um nein zu sagen“, um mit Peter Koller zu sprechen. Auch wurde die Architektur im Nationalsozialismus lange lediglich auf die großen Repräsentations- und Monumentalbauten reduziert, Wohnungsbau galt als Alltagsarchitektur, und der Industriebau wurde gar zu einer ‚Nische‘ umgedeutet, indem Architekten in einem geradezu rebellischen Akt weiter moderne Architektur betreiben konnten. Gerade der Wohnungsbau machte aber das größte Bauvolumen des NS-Staates aus. Und ihm kam eine besondere Bedeutung zu, denn die Nationalsozialisten sahen in der Familie die kleinste Zelle der Volksgemeinschaft. Dieser musste dementsprechend eine schöne, große Wohnung im Grünen zur Verfügung stehen, da allein dort anständige, gute ‚Volksgenossen‘ aufwachsen konnten.

Alexander Kraus: Wie kommt es, dass sich derartige Legenden so lange haben halten können?

Marcel Glaser: Dies hat vor allem damit zu tun, dass Wissenschaft und Öffentlichkeit den Erzählungen der NS-Architekten so lange Glauben geschenkt haben. Durch völlig unkritische Publikationen wurde das Werk solcher Planer und Architekten beschönigt, anstatt es in den gesellschaftlichen Kontext seiner Zeit einzuordnen. Auch Wolfsburg ist in seinem Umgang mit Koller ja kein vorbildliches Beispiel gewesen, aber die Liste ließe sich problemlos erweitern.

Alexander Kraus: Welche Vorteile bietet dir dein biografischer Zugriff auf die NS-Architekturgeschichte?

Marcel Glaser: Der biografische Ansatz ermöglicht es, ein breites Spektrum an Themen abzudecken. Es geht dabei keineswegs nur darum, Kollers Wirken in die Geschichte von Stadtplanung und Architektur zwischen NS-Staat und Bundesrepublik einzuordnen, sondern auch zu schauen: Wie schlagen sich politische Vorstellungen in den Ordnungsentwürfen der Stadtplaner nieder? Vor allem aber ist es unheimlich interessant, dieser Person durch das 20. Jahrhundert zu folgen und zu sehen, wie sich die Brüche der Geschichte im Individuum widerspiegeln, wie es sich zur neuen politischen Ordnung positioniert und am Ende seines Lebens die eigene Biografie interpretiert. Autobiografische Schriften und Briefe, aber auch andere Selbstzeugnisse bilden daher die wichtigste Quellengrundlage meiner Arbeit. Nicht zuletzt hat Koller durch seine autobiografischen Erzählungen die Auseinandersetzung mit den historischen Hinterlassenschaften des Nationalsozialismus in Wolfsburg lange Zeit beeinflusst und mitunter konterminiert. Ich möchte diese Fabeln und Mythen mit den Quellen konfrontieren.

Alexander Kraus: In deinem Beitrag zeigst du anschaulich auf, in welcher kurzen Zeitspanne Peter Koller zu einem der führenden Architekten des „Dritten Reiches“ aufstieg – mit den entsprechenden Kontakten nach ganz oben. Welchen Einfluss haben denn Adolf Hitler und Albert Speer auf die konkreten Planungen für die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ genommen?

Marcel Glaser: Die Frage ist letztlich nur schwer zu beantworten, da alle Äußerungen zu diesem Thema von Koller selbst stammen. Der Plan, den Hitler im März 1938 genehmigt hatte, ist mit Sicherheit unter Hilfestellung von Speer auf die vermeintlichen Wünsche des Diktators angepasst worden. Im Wesentlichen scheint es mir dennoch Kollers eigenes Werk zu sein. Es war ja noch in den 1980er Jahren einfach zu behaupten, die typischen nationalsozialistischen Planungselemente, also die breiten Achsen oder die Stadtkrone, habe Koller auf Druck von Hitler oder Speer einfügen müssen. Mit dem beginnenden Aufbau der Stadt hatte Hitler nichts mehr zu tun, und auch Speer zeigte kaum noch Interesse an der Volkswagenstadt, dafür hatte dieser zu viele andere wichtige Aufgaben, wie die Planungen für die Neugestaltung der Reichshauptstadt. Nachdem Speer die Oberaufsicht über die KdF-Stadtplanung 1941 an Robert Ley abtrat, sind wieder vermehrt Einflussnahmen und Wünsche der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) nachweisbar. So wies Ley zum Beispiel noch 1944 Titus Taeschner an, einen Vorschlag für die Gemeinschaftsbauten der Stadtkrone auszuarbeiten.

Koller selbst hat die Arbeit an der „Stadt des KdF-Wagens“ während des Krieges dann sehr vernachlässigt. Die Planungen für die Gauhauptstädte Innsbruck oder Graz waren beispielsweise viel reizvollerer Aufgaben, hier arbeitete Koller eng mit den Gauleitern Franz Hofer und Sigfried Überreither zusammen, die auf einen raschen Ausbau der Städte drängten, sich dafür um Finanzmittel des Reiches bemühten, aber auch aktiv in die Planungsvorgänge eingriffen. Allein Graz besaß 1939 schon über 200.000 Einwohner, während die Volkswagenstadt ein Torso war und bis Kriegsende bleiben sollte. Zudem soll Hitler ein besonderes Interesse am Ausbau von Graz gehabt haben.



Die im Oktober 2017 aufgestellten Informationstafeln zu Hinrich-Wilhelm-Kopf.



Fotos: Katja Steiner (IZS)

Zwischen Umbenennung und Untätigkeit

Was wurde aus den nach Hinrich Wilhelm Kopf benannten Straßen?

VON TERESA NENTWIG

Im Jahr 2013 setzte eine lebhafte Debatte über den ersten niedersächsischen Ministerpräsidenten Hinrich Wilhelm Kopf ein. Der 1961 verstorbene Kopf geriet wegen seiner Tätigkeiten während der NS-Zeit in den Fokus der Öffentlichkeit – auch in Wolfsburg, wo im Stadtteil Detmerode eine Straße nach ihm benannt ist. Nachdem zunächst der Ortsrat eine Umbenennung in Horst-Weiß-Straße beschlossen hatte, entschieden sich die Verantwortlichen schließlich für eine Informationstafel zu Hinrich Wilhelm Kopf in der Hinrich-Kopf-Straße, die am 23. Oktober 2017 aufgestellt wurde.

Auf diese Weise wird die Möglichkeit genutzt, auf seine ambivalente Biografie hinzuweisen. Einerseits war Kopf Mitbegründer des Landes Niedersachsen und dessen erster Ministerpräsident. Damit hat er erheblich zum demokratisch-institutionellen wie auch zum wirtschaftlich-materiellen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg beigetragen. Andererseits ist Kopf heutzutage wegen seiner Tätigkeiten während des „Dritten Reiches“ umstritten. Die Wolfsburger Informationstafel verdeutlicht, dass Kopf – obgleich er zahlreiche Auszeichnungen bekommen hat (darunter 1957 mit der Niedersächsischen Landesmedaille die höchste Auszeichnung des Landes Niedersachsen) – kein zu heroisierender Übervater mehr ist, sondern vielmehr ein fehlbarer Mensch, der Schuld auf sich geladen hatte und dafür nicht zur Verantwortung gezogen wurde. Hinrich Wilhelm Kopfs Biografie wird somit in ihrer Vielschichtigkeit, mit all ihren Brüchen und Widersprüchen anerkannt.

Mit der erklärenden Tafel wird die Stadt Wolfsburg daneben der Tatsache gerecht, dass eine endgültige Bewertung des Wirkens von Hinrich Wilhelm Kopf während der NS-Zeit schwierig ist und sich der Grad der Schuld bei ihm nicht mehr ermitteln lässt. Außerdem ermöglichen solche Informationsschilder, auch die negativen Seiten in der Geschichte mit zu berücksichtigen. So werden sie als Teil der Vergangenheit akzeptiert, bewahrt und erinnert. Auf den Fall Hinrich Wilhelm Kopf übertragen, bedeutet das, den Bewohnerinnen und Bewohnern die Landesgeschichte bewusst zu machen, einschließlich eines Ministerpräsidenten, der Niedersachsen mitgegründet und aufgebaut hat, der jedoch in braunen Jahren keine weiße Weste behalten hatte. Eine Informationstafel leistet aus

dieser Perspektive einen Beitrag dazu, gerade die ambivalente Bedeutung des Namens Hinrich Wilhelm Kopf im kollektiven Bewusstsein zu erhalten und einen Ort der Mahnung zu schaffen.

Mit der Errichtung einer Hinweistafel liegt die Stadt Wolfsburg auf der Linie der *Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen*, die sich im Fall Kopf gegen Umbenennungen ausgesprochen hat. Am 21. Juni 2013 war sie vom Ältestenrat des Niedersächsischen Landtages gebeten worden, Empfehlungen zur geschichtspolitischen Bewertung und zum Umgang mit Hinrich Wilhelm Kopf vorzulegen. Im Gutachten der *Historischen Kommission*, das am 18. November 2013 den Mitgliedern des Ältestenrates übermittelt wurde, heißt es unter anderem, dass Kopfs „politisch-moralisch[e] Verfehlungen während der Zeit des Nationalsozialismus“ erwiesen seien. Unstrittig sei aber auch seine „Lebensleistung“.¹ Sie rechtfertige es „trotz aller Bedenken, ihn in dieser Rolle als Gründerfigur des Bundeslandes Niedersachsen auch weiterhin zu würdigen“. Straßen, öffentliche Einrichtungen und der Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz, also der Platz vor dem Niedersächsischen Landtag in Hannover, könnten deshalb weiterhin nach ihm benannt werden. Erforderlich sei jedoch „eine Form kritischer Auseinandersetzung mit seinem Leben und Wirken“, die es ermögliche, „sich dem Problem zu stellen, anstatt es durch die Tilgung des Namens aus dem öffentlichen Bewusstsein herauszurücken“.

Es stellt sich nun die Frage, wie in anderen Städten mit den nach Hinrich Wilhelm Kopf benannten Straßen verfahren wurde. Zunächst ist der Hinrich-Wilhelm-Kopf-Platz vor dem Niedersächsischen Landtag in Hannover zu erwähnen. Er wurde am 2. April 2015 in Hannah-Arendt-Platz umbenannt. Nicht umbenannt wurden hingegen die insgesamt zwölf Hinrich-Wilhelm-Kopf- oder Hinrich-Kopf-Straßen, die es in Niedersachsen gibt. Hinrich-Wilhelm-Kopf-Straßen befinden sich in Alfeld, Braunlage, Cuxhaven, Lüneburg, Oldenburg, Otterndorf, Peine, Uetze, Vechta und in der Gemeinde Ringe (Landkreis Grafschaft Bentheim). Eine Hinrich-Kopf-Straße existiert nicht nur in Detmerode, sondern auch in Langelsheim. In der Gemeinde Wittmar im Landkreis Wolfenbüttel und in Walsrode gibt es darüber hinaus einen Hinrich-Wilhelm-Kopf-Weg.

Allerdings kam es bisher nicht überall zu Diskussionen über den Straßennamen. Das trifft beispielsweise auf Langelsheim zu, wo das in einer Wohnsiedlung stehende Schild noch keinen Anlass für eine Debatte gab. Anders war es hingegen in Oldenburg, wo eine heftige Diskussion über die dortige Hinrich-Wilhelm-Kopf-Straße entbrannte, bedingt auch durch die vom Stadtrat eingesetzte Straßennamen-Kommission. Inzwischen haben vier Städte, in denen es eine Hinrich-Wilhelm-Kopf-Straße gibt, erläuternde Zusatzschilder unter den bisherigen Straßenschildern angebracht: In Lüneburg, Peine und Vechta geschah dies im Laufe des Jahres 2016, in Alfeld im September 2017. In Lüneburg und Vechta verfügt der Schilderträger seitdem zusätzlich über einen QR-Code. Wird dieser mit dem Smartphone gescannt, wird der interessierte Bürger auf eine Internetseite geführt, auf der die Biografie Kopfs ausführlich erläutert wird.

Alles in allem zeigt sich, dass im Falle Hinrich Wilhelm Kopfs – mit einer Ausnahme – auf Umbenennungen der Straßennamen verzichtet wurde. Auch wählte nur ein kleiner Teil der Orte, in denen eine nach dem ersten niedersächsischen Ministerpräsidenten benannte Straße liegt, den Weg eines Ergänzungsschildes oder – wie in Detmerode – einer Informationstafel. Diese Initiativen sind sehr begrüßenswert, denn auf diese Weise wird deutlich gemacht, dass eine kritische Auseinandersetzung mit dem Namensgeber der Straße notwendig ist und die betroffene Stadt dessen Fehlverhalten während der NS-Zeit nicht gleichgültig gegenübersteht.

Dr. Teresa Nentwig ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Demokratieforschung der Georg-August-Universität Göttingen. Sie promovierte 2012 mit einer Arbeit über Hinrich Wilhelm Kopf. Im Niedersächsischen Jahrbuch für Landesgeschichte von 2016 erschien von ihr der Aufsatz „Hinrich Wilhelm Kopf und sein Wirken während des ‚Dritten Reiches‘. Nachträge zu einer Debatte“.

¹ Hier und im Folgenden Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen, Empfehlungen zum geschichtspolitischen Umgang mit der Persönlichkeit des ersten Ministerpräsidenten des Landes Niedersachsen, Hinrich Wilhelm Kopf (1893–1961), online abrufbar unter <http://www.historische-kommission.niedersachsen.de/download/83790> [3.1.2018].



Schweißer in den Produktionshallen des Volkswagenwerks. Foto: Robert Lebeck (Archiv Robert Lebeck)

Es scheint, als seien Robert Lebeck und Wolfsburg im Jahr 1968 eine spezielle Verbindung eingegangen; jedenfalls führten den *Stern*-Fotojournalisten im epochemachenden Jahr gleich drei Aufträge in die Stadt am Mittellandkanal. Zunächst, im April, reiste Lebeck anlässlich der Beerdigung des VW-Generaldirektors Heinrich Nordhoff an den Stammsitz des Werks. Hier lichtete er die führenden Köpfe aus Wirtschaft und Politik beim Leichenschmaus ab, ohne dass es auch nur eine Fotografie in den *Stern* geschafft hätte, da dieser am Ende gar nicht berichtete. Ende Juni, am 21. und 22. des Monats, verbrachte er dann gemeinsam mit dem Reporter Georg Würtz im Zuge des 30-jährigen Stadtgeburtstages zwei Tage in der Volkswagenstadt, aus denen die kritische Reportage *Wehe, wenn der Käfer stirbt* entstehen sollte.¹ Im Juli schließlich führte ihn ein für ihn eher untypischer Auftrag nach Wolfsburg – möglicherweise als Ersatz für einen Kollegen, der sonst das Metier des Autotestberichts fotografisch bediente. Lebeck, der in den späten 1950er Jahren selbst „[i]mmer im VW-Käfer unterwegs“ war,² fotografierte eine Strecke über den neuen VW 411 und platzierte kurzerhand ein Modell im Sommerkleid im Kofferraum und auf den Liegesitzen ...

Seine Reportage zum Stadtjubiläum nutzte Würtz zu einer einzigen Unmutsäußerung. Schon der Teaser im Inhaltsverzeichnis, der mit drei Fotografien Lebecks und etwas aus dem Kontext gerissenen bitterbösen Zitaten aus einer stadtsoziologischen Studie der Universität Göttingen in den Bildunterschriften aufwartete, gab das Grundmotiv vor: „Sie lieben sie nicht, aber sie sind zufrieden mit ihrer Stadt, die Wolfsburger“, die sodann als wahre Stubenhocker ohne

Fotografische Stadtsoziologie

Eine Reportage zum 30. Geburtstag der „Käferstadt“

VON ALEXANDER KRAUS

soziales Netz aus Freunden und Verwandten porträtiert werden: „Unglückliche, vereinsamte Menschen, in ihrer sauberen Stadt aus der Retorte?“³ Die eigentliche Reportage brachte dann zunächst weniger Gegenwartsanalyse denn eine ausführliche Einführung in die NS-Gründungsgeschichte der Stadt, um am Ende dann doch noch im Stakkato durch die vermeintliche Trübsal des Wolfsburger Alltags zu führen.

Robert Lebeck dagegen schien – wie die zahlreichen Kontaktbogen der Reportage belegen – ganz in seinem Element und ließ sich durch die Stadt treiben. Dabei platzte er in der *Arche*, dem ehemaligen Gemeindezentrum der Martin-Luther-Gemeinde, in eine Trauung, die wie zur Bestätigung der Göttinger Soziologen offenbar weitestgehend auf eine Hochzeitsgesellschaft verzichtete, und setzte sodann nicht die Braut, dafür aber den polierten Hochzeitswagen samt VW-Emblem in Szene – inklusive Selbstporträt auf der Motorhaube. Im Werk legte er, anders als die Fotografen Peter Keetman⁴ oder Heinrich Heidersberger,⁵ die den Produktionsprozess des VW-Käfers nüchtern mit Blick auf die Details im Stile der neuen Sachlichkeit fotografieren, weniger Wert auf die Inszenierung der überwältigenden Serienproduktion denn auf diejenigen, die die Produktionsarbeit leisteten: die Arbeiterinnen und Arbeiter. Industriefotografie bekam bei ihm eine menschliche Note, da er Konzentration wie Unbeschwertheit der Arbeitenden gleichermaßen einfing. Ob moderne Kirchenarchitektur wie

die Heilig-Geist-Kirche des finnischen Architekten Alvar Aalto, die Eröffnung der Kunstausstellung „Ornamentale Tendenzen in der zeitgenössischen Malerei“ im *Kunstverein Wolfsburg* im hiesigen Schloss, die Menschen auf der Porschestraße, der Auftritt des Schützenvereins zum Stadtjubiläum oder das bunte Treiben im VW-Bad: Kaum ein Thema, dass sich nicht auf den Kontaktbogen Lebecks findet. Im neu entstehenden Stadtteil Detmerode mit seinen markanten Gebäuden wie dem Stufenhochhaus des Berliner Architekten Paul Baumgarten scheint er ebenso fasziniert wie schockiert von der Wucht der geometrischen Formen, die nur selten von den Rundungen eines VW-Käfers oder den Konturen eines Passanten durchbrochen werden. Mit seinem Gespür für Stimmungen gelang es Lebeck dann auch in Wolfsburg einen echten 68er-Moment abzulichten: Die politisch engagierte Jugend wollte und konnte sich so gar nicht mit einer unmittelbar vor der Eröffnung des städtischen Jubiläumfestes angesetzten Vereidigung von 500 Bundeswehrrekruten des Panzergrenadier-Bataillons 332 Wesendorf im VfL-Stadion am Elsterweg anfreunden und brachte ihren Unmut durch entsprechend aussagekräftige Banner zum Ausdruck. Wer Würtz' Reportage im *Stern* gelesen hat, wundert sich nicht über das Fehlen solcher Motive in der begleitenden Bildauswahl. Gedruckt wurde die Aufnahme dann aber doch noch – als Illustration eines *Stern*-Reports über den Zustand der Bundeswehr.⁶ Sie war so markant, dass sie unter

anderem von der Zeit in einem Artikel über das „Problem der Kriegsdienstverweigerer“ nachgedruckt wurde⁷ – wie im *Stern* ohne jegliche Verortung im dann doch nicht ganz so langweiligen und biedereren Zonenrandgebiet.

Der Text ist ein Vorabdruck aus dem begleitenden Katalog zur Ausstellung „Robert Lebeck. 1968“, die am 3. März 2018 im Kunstmuseum Wolfsburg eröffnet wird. Die Ausstellung ist eine Kooperation zwischen dem Kunstmuseum Wolfsburg und dem Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation. Der Katalog zur Ausstellung, herausgegeben von Ralf Beil und Alexander Kraus, erscheint im Steidl Verlag, Göttingen in einer deutschen und einer englischen Ausgabe.

1 Georg Würtz, „Wehe, wenn der Käfer stirbt. Seit dreißig Jahren lebt Wolfsburg vom VW“, in: *Stern*, H. 27, vom 7. Juli 1968, S. 16–21.

2 Patrick Goldstein, „Mit der Kamera Churchill aufgelauret. Wie Robert Lebeck Prominente fotografierte und dabei um die Welt kam“, in: *Berliner Morgenpost* vom 23. Juli 2000.

3 „Stadt aus der Retorte“, in: *Stern*, H. 27, vom 7. Juli 1968, S. 11.

4 Peter Keetman, *Eine Woche im Volkswagenwerk*. Fotografien aus dem April 1953, hrsg. v. Rolf Sachsse. Berlin 1985.

5 Heinrich Heidersberger, *Wolfsburg. Bilder einer jungen Stadt*. Neuaufgabe Berlin 2008 [München 1963], Fotografie 15 und 17.

6 „Bürger in Uniform? Ein Stern-Report über die Bundeswehr“, in: *Stern*, H. 48, vom 1. Dezember 1968, S. 20–28, 30, 234–237, hier S. 236. Dort mit der Bildunterschrift „Wehrdienstgegner demonstrieren bei einer Vereidigung. Ein Drittel der Wehrpflichtigen ist gegen die Bundeswehr.“

7 Karl-Heinz Janßen, „Angriff auf die Kasernen. Das Problem der Kriegsdienstverweigerer“, in: *Die Zeit*, Nr. 9, vom 28. Februar 1969, S. 6f. Die Fotografie Lebecks ist auf S. 7 mit der Bildunterschrift „Kriegsdienstverweigerer in der Offensive: Sprechchöre untermalen die Vereidigung der Rekruten“ abgedruckt. Der Artikel erschien als Teil II der dreiteiligen Serie „Bundeswehr in der Schwabe“.



Sommer 1968 im Wolfsburger VW-Bad (Layoutscan). Foto: Robert Lebeck (Archiv Robert Lebeck)

In seinem 2017 veröffentlichten Aufsatz *Schweigen, Streiten, Gedenken – Über den Umgang mit Geschichte in der Stadt Wolfsburg nach 1945*¹ teilt Günter Riederer die Nachkriegsgeschichte Wolfsburgs in drei Phasen ein. Die ersten beiden Jahrzehnte sieht er geprägt durch einen „Konsens des Schweigens“. Wie in ganz Deutschland hätten es die meisten Wolfsburger vorgezogen, nicht über die Vergangenheit zu sprechen; das Narrativ der „jungen Stadt“ habe es umso einfacher gemacht, den Blick auf die eigene Geschichte auf die Jahre nach 1945 zu verengen. Erst ab den späten 1960er, frühen 1970er Jahren habe zivilgesellschaftliches Engagement schrittweise das Gedenken an die Zwangsarbeit in Wolfsburg erstritten. Seit etwa 2008 habe das Gedenken dann in der dritten Phase seinen heutigen, institutionalisierten Charakter erhalten. Riederers Einteilung ist erhellend. Besonders wichtig ist dabei die Feststellung, dass der Wandel der Erinnerungskultur auf das Agieren der Zivilgesellschaft zurückzuführen ist, sich nicht einfach sukzessive ergab. Somit ist die zweite und dritte Phase durch Riederer mit „Streiten“ und „Gedenken“ treffend beschrieben. Ich glaube aber, dass die Beschreibung der ersten Phase als „Schweigen“ nicht geeignet ist, die früheren Auseinandersetzungen mit der Geschichte Wolfsburgs verständlich zu machen.

Öffentliche Kommunikation über die Vergangenheit war sozial erwünscht

Riederers Einteilung folgt einer nahe liegenden, jedoch latent teleologischen Logik: Kritische Aufarbeitung wird heute gemeinhin als *richtiger* Umgang mit der Vergangenheit gesehen, demgegenüber erscheint das Fehlen einer solchen Aufarbeitung als „Schweigen“. Diese Betrachtungsweise kann allerdings dazu verleiten, die tatsächlich stattgefundenene Kommunikation weniger genau zu betrachten oder ganz zu übersehen. Doch die Abwesenheit von „Streit“ ist nicht gleichbedeutend mit „Schweigen“. Zwar fand in Wolfsburg lange keine kritische Diskussion statt, und das Sprechen über den Nationalsozialismus erlangte, verglichen mit den Auseinandersetzungen der 1970er und 1980er Jahre, nur ein geringes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit. Sucht man jedoch in der Literatur und den Quellen der 1950er und 1960er Jahre nach Schilderungen der Vergangenheit, begegnet einem weit mehr als bloßes Schweigen. Vielmehr zeigt sich ein deutliches Interesse an der Vergangenheit von Stadt und Region, das die Zeit zwischen 1938 und 1945 durchaus mit einschließt. Die unmittelbar nach dessen Tod im Jahr 1951 einsetzende öffentliche Ehrung Ferdinand Porsches ist ein bis heute sichtbares Indiz hierfür. Porsches Wirken losgelöst vom nationalsozialistischen Kontext zu betrachten, und nach rein technischen Maßstäben zu beurteilen, erlaubte den Zeitgenossen, mit ihrer eigenen Biografie ebenso zu verfahren. Die Würdigung Porsches muss daher als eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit betrachtet werden, wenn auch eine sehr unkritische.

Das Sprechen hatte den Charakter gemeinschaftlicher Selbstvergewisserung

Anhand der vorhandenen Zeugnisse lassen sich einige Charakteristika der damaligen Erinnerungskultur herausarbeiten: Öffentliche Kommunikation über die Vergangenheit war sozial erwünscht, und wurde von der Stadt zumindest in-



Dechant Antonius Holling. Foto: Fritz Rust, 1973

Weit mehr als Schweigen

Kommunikation über Stadtgeschichte im Wolfsburg der frühen Nachkriegszeit

VON MICHAEL SIEMS

direkt gefördert.² Sie war gleichzeitig auch exklusiv und autoritativ. Die besondere demografische Entwicklung Wolfsburgs sorgte dafür, dass nur ein vergleichsweise kleiner Teil der Wolfsburger bereits vor 1945 ortsansässig war. Diese wenigen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen wurden aktiv aufgesucht, um ihre Erinnerungen zu sammeln und zu veröffentlichen. Jedoch hatten nicht alle von ihnen den gleichen Zugang zur Öffentlichkeit. Männer wurden eher gehört als Frauen, Menschen in leitenden Positionen eher als Arbeiter. Die Erinnerungen der ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter oder der bereits seit 1938 angeworbenen italienischen Bauarbeiter spielten zu dieser Zeit noch keine Rolle. Dass die Deutungshoheit über die Vergangenheit somit bei einer recht homogenen Gruppe lag, deren Beteiligte zudem vielfach miteinander bekannt waren, hatte Auswirkungen auf die Art der Kommunikation. Es wurde nicht gestritten. Das Ringen verschiedener Perspektiven und Interpretationen, wie es die 1970er bis 1990er Jahre kennzeichnete, fand nicht statt, da die dafür nötige Multiperspektivität kaum gegeben war. Stattdessen hatte das Sprechen den Charakter gemeinschaftlicher Selbstvergewisserung.

Darüber hinaus bin ich der Auffassung, dass das Sprechen über die Vergangenheit auch als eine Form des Umgangs mit kollektiver Schuld verstanden werden kann. Es handelte sich jedoch nicht

um einen reaktiven Umgang mit Schuld, nicht um die Erwidierung eines konkreten Vorwurfs, sondern eher um einen proaktiven Umgang damit. Die Zeitzeuginnen und -zeugen brachten vielfach von sich aus, ohne erkennbaren Anlass, sehr belastende Aspekte der Vergangenheit zur Sprache. Sie griffen dabei auf die typischen Strategien der Schuldabwehr zurück, die schon von Zeitgenossen beobachtet wurden.³ Dazu gehörten der verbreitete Hinweis auf das Fehlverhalten der Opfer ebenso wie der Hinweis auf die allgemeinen Kriegsumstände, in denen es niemand leicht gehabt hätte, oder auch die Beschuldigung Einzelner zur Entlastung der Gemeinschaft. Bemerkenswert ist, dass diese Strategien auch in Abwesenheit eines konkreten Vorwurfs zur Anwendung kamen.

Ich möchte die eben ausgeführten Charakteristika nun an einigen ausgewählten, sich deutlich voneinander unterscheidenden Beispielen aufzeigen. Zunächst an Horst Mönninghs Roman *Die Autostadt* von 1951, an den Zeitzeugengesprächen des ersten Stadtarchivars Bernhard Gericke sowie an den Referaten der Wolfsburg-Reihe, die ab 1966 an der hiesigen Volkshochschule gehalten wurden.

Dass Mönninghs Roman ein überzeugendes Gegenbeispiel zum erwarteten Schweigen darstellt, hat der damalige Leiter des Volkswagenarchivs Manfred Grieger bereits denkbar treffend festgehalten:

„Oft wird der bundesdeutschen Gesellschaft ein willentliches Beschweigen der NS-Zeit unterstellt, das zu einer Tabuisierung geführt habe. Mit Blick auf das Buch scheint eine Differenzierung dieses Werturteils erforderlich.“⁴

Die Autostadt gehörte zu den frühesten und vielleicht wirkmächtigsten Veröffentlichungen zur Wolfsburger Geschichte. In mehreren, sehr lose verknüpften Handlungssträngen schilderte Mönningh darin eine fikionalisierte Version der Vor- und Frühgeschichte des Volkswagens. Das Buch basiert auf Gesprächen mit Zeitzeugen, wobei nicht klar wird, auf wessen Erinnerungen bestimmte Passagen zurückgehen und welche womöglich gänzlich fiktiv sind.

Aufgrund der weiten Verbreitung des Buches darf angenommen werden, dass es seinen Teil zum anhaltend guten Ruf Porsches beitrug. Bemerkenswerter ist indes wohl aber die Schilderung Hans Körbels, des früheren Betriebsarztes des Werks, der 1947 wegen seiner Verantwortung für das Massensterben im „Ausländerkinderpflegeheim“ in Rügen hingerichtet wurde. Es wäre wohl gänzlich unauffällig gewesen, den Arzt unerwähnt zu lassen, doch Mönningh gibt dessen Geschichte viel Raum. Körbel erscheint bei ihm als strenggläubiger, guter Christ, an dessen Unschuld kein Zweifel bestehe. Die Vollstreckung seines Todesurteils wird auf eine Hetzkampagne polnischer Zeitungen zurückgeführt.

Es dürfte kein Zufall sein, dass noch 1972 in der *Wolfsburger Allgemeinen Zeitung* ein Artikel über das Schicksal Körbels erschien, der mit Mönninghs Darstellung im Detail übereinstimmt. Unter dem Titel „In den Tod gehetzt“⁵ wird auch hier eine polnische Medienkampagne für die Hinrichtung des Arztes verantwortlich gemacht, was mindestens auf eine gemeinsame Quelle hindeutet. Wahrscheinlicher erscheint aber, dass die *Autostadt* hier als Geschichtsschreibung missverstanden wurde. Ohne Zweifel hat Mönninghs Roman viel zur Konservierung und Verbreitung von persönlichen Erinnerungen beigetragen. Statt zu verschweigen praktiziert er in ihm eine Täter-Opfer-Umkehr zugunsten der Deutschen, wie sie sich ähnlich auch in vielen anderen Äußerungen finden lässt.

Befragte erinnerten an willkürliche Exekutionen sowjetischer Kriegsgefangener

Dass das Geschichtsbild der *Autostadt* keine Anomalie, keineswegs auf die Gattung Roman beschränkt ist, zeigen dagegen Gespräche, die Bernhard Gericke⁶ in den 1960er Jahren mit Wolfsburger Bürgerinnen und Bürgern führte.⁷ Der Leiter des Archivs bezeichnete die „Tonbandgespräche [...] über Vorgänge und Verhältnisse in der ersten Phase des Stadtaufbaus (1938–1945)“ als seine „vordringlichste Aufgabe“.⁸ Waren die entstandenen Gesprächsaufzeichnungen auch nicht für eine kurzfristige Veröffentlichung bestimmt, zeigt die Priorisierung des Stadtarchivars doch, welche Bedeutung er den Erinnerungen der Zeitzeuginnen und -zeugen beimaß.

Gericke's Befragungen sind tatsächlich besser als Gespräche, denn als Interviews zu verstehen. Sie folgen keiner erkennbaren Methodik, und Gericke selbst hat große Gesprächsanteile. Oft korrigiert er die Gesprächspartner, gerät selbst ins Erzählen, oder wechselt das Thema, wenn der Gesprächspartner auf Aspekte eingeht, die ihm nicht interessant erscheinen. So hatte der Archivar auch über die Auswahl der Gesprächspartner hinaus



Veranstaltungsort der Wolfsburg-Reihe war das Alvar-Aalto-Kulturzentrum. Foto: Klaus Gottschick, 1963

einen weit größeren Einfluss auf den Inhalt, als dies bei einem heutigen, methodisch reflektierten Oral-History-Projekt der Fall wäre.

In den nicht unmittelbar öffentlichen Gesprächen, die Gericke mit den ihm oftmals bekannten oder befreundeten Befragten führte, wurde augenscheinlich noch offener über Verbrechen gesprochen als in schriftlichen Veröffentlichungen oder öffentlichen Gesprächen. So erinnerten mehrere Befragte, im übrigen ohne konkrete Nachfrage Gericke, an willkürliche Exekutionen sowjetischer Kriegsgefangener. Die Interpretation solcher Taten wurde jedoch nicht dem Befragten allein überlassen, vielmehr fanden sie mit Gericke gemeinsam zu einer Art Übereinkunft, indem sie sich gegenseitig versicherten, solche Taten seien allein von einzelnen Sadisten verübt worden. Teilweise lieferte Gericke den Befragten Formulierungen, die diese meist gern übernahmen. So fasste er zum Beispiel im Gespräch mit David Fischer, einem ehemaligen Mitarbeiter der Stadtverwaltung, dessen Ausführungen über die Behandlung der Zwangsarbeiter folgendermaßen zusammen: „G[ericke]: Und so willst du auch für unsere Stadt sagen: Eine kleine Minderheit der Deutschen hat sich im Kriege brutal oder vielleicht sogar grausam benommen, die Mehrzahl tat es aber nicht.“⁹ Dass die Befragten solchen Zusammenfassungen gern zustimmten, sollte indes nicht so verstanden werden, dass Gericke ihnen Worte in den Mund legte, hinter denen sie nicht standen. Vielmehr kamen

in den Gesprächen in der Regel Menschen mit einer ähnlichen Perspektive zu Wort, deren Ansichten Gericke im Allgemeinen vorher bekannt waren. Die Gespräche dienten nicht dazu, unterschiedliche Sichtweisen auf die Vergangenheit zu sammeln. Ganz im Gegenteil, mehrfach beendete Gericke Themen mit dem Hinweis, diese schon mit anderen Gesprächspartnern besprochen zu haben. Die Befragungen dienten eher dazu, Detailfragen zu klären, wobei Gericke besonders an der baulichen Entwicklung der Stadt und den Hierarchien in Werk und Verwaltung interessiert zu sein schien. In Hinblick auf die Verbrechen an Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern können die Gespräche vor allem als ein Austausch bekannter und weitgehend übereinstimmender Positionen innerhalb des städtischen Konsens' verstanden werden.

„Ich laß auf Wolfsburg nichts kommen. Dafür bin ich Wolfsburger, und [das] müssen wir auch bleiben.“¹⁰

Ein noch deutlich öffentlicherer Umgang mit der Vergangenheit war die Wolfsburg-Reihe an der Volkshochschule. Es handelte sich dabei um eine Reihe von Vorträgen (ausschließlich männlicher) Zeitzeugen, die in der Stadt während des Krieges oder unmittelbar danach leitende Positionen bekleidet hatten. Daneben wurden auch externe Gäste geladen, um über allgemeinere Themen der Stadtforschung zu referieren, unter denen sich zumindest eine Frau befand. Die

Reihe war keine bloße Informationsveranstaltung, sondern diente der Schaffung einer gemeinsamen Identität, auch und gerade in Abwehr vermeintlicher Vorurteile gegenüber Wolfsburg. So kam der katholische Geistliche Antonius Holling bereits in der Einleitung seines Vortrages vom Februar 1967 auf den Vorwurf zu sprechen, „daß Wolfsburg eine große Nazistadt war“. Er tritt diesem entgegen, indem er einige alte Bekannte nennt: den Arzt, der ein „feiner Kerl“ gewesen sei, den Bäcker, von dem „man sein Brot so unter dem Tisch wegstiegte“ und der „auch gar nicht verkehrt“ gewesen sei – ganz so, als mache das persönlich gute Verhältnis die Frage nach der politischen Position überflüssig.

Seine weiteren Ausführungen sind eine launige Erzählung über seine ersten Jahre in Heßlingen. Über viele nette, hilfsbereite Menschen, die oft namentlich genannt werden, und über einige recht tölpelhafte NS-Funktionäre, denen er durch seine Raffinesse stets einen Schritt voraus gewesen sei. Letztere erscheinen oft als Auswärtige und bleiben üblicherweise anonym.

Er nennt den „guten, alten Porsche“, aber auch einen Mann von der Gestapo, „an sich ein anständiger Kerl“, der ja sehr „beschäftigt“ gewesen sei mit den vielen Ausländern, „Russen, Holländer[n], Franzosen und all diese[n] Dinge[n]“. Die gemeinsame Zugehörigkeit zur Stadtgemeinschaft, insbesondere zu den „Pionieren“ der Jahre vor 1945, stand für Holling über den politischen Unterschieden.

Hungern brauchte im Lager keiner

Auf eine Frage nach den Bestattungen auf dem Ausländerfriedhof reagierte er mit einer eher emotionalen als inhaltlichen Verteidigung gegen einen nur empfundenen, nicht geäußerten Vorwurf. Holling versicherte nur kurz, man habe „vor den Toten Ehrfurcht gehabt“, bevor er beklagt, „daß man auf unsere Stadt manchmal so Steine wirft“. Er hingegen lasse „auf Wolfsburg nichts kommen. Dafür bin ich Wolfsburger, und [das] müssen wir auch bleiben.“

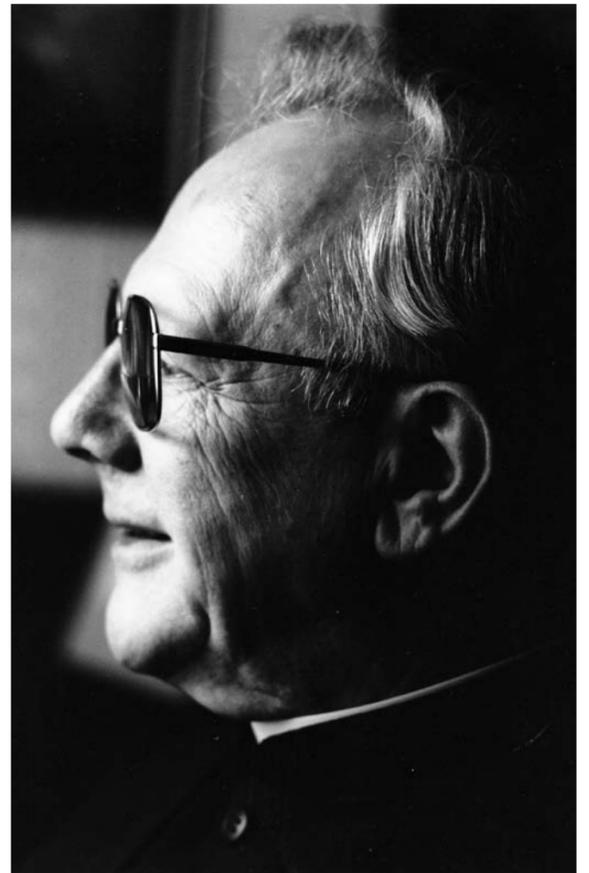
Als Holling auf die Behandlung der Zwangsarbeiter zu sprechen kommt, setzt sich die abwehrende Logik fort, in der alles Verwerfliche von außen kommt, nicht aus Wolfsburg. So hätten die Zwangsarbeiter im Lager wenig gehabt, und „mußten sehen, wie sie fertig wurden“, doch „das lag nicht an Wolfsburg, das kam von oben“. Stattdessen hätten die Wolfsburger besonders den Holländern viel geholfen, und generell habe gegolten, „wer sich ordentlich betrug, konnte es auch ordentlich aushalten. Hungern brauchte im Lager keiner.“ Bemerkenswert ist hier besonders, dass Holling die Ernährungssituation von sich aus zum Thema macht, demnach erneut zur Verteidigung gegen einen Vorwurf ansetzt, der gar nicht geäußert wurde. Die Schuldabwehr erscheint so nicht reaktiv, sondern proaktiv, folgt eher einem inneren Bedürfnis als einer äußeren Herausforderung. Dass die Wolfsburg-Reihe eine exklusive Kommunikationsgelegenheit war, *Fortsetzung auf Seite 12*



Wolfgang Rähler. Foto: Fritz Rust, 1975



Kurt Hofer. Foto: Gustav Schlesinger, undatiert



Dechant Antonius Holling. Foto: Gustav Schlesinger, undatiert

Fortsetzung von Seite 11 zu der die ehemaligen Zwangsarbeiter nicht geladen waren, ist bereits angedeutet worden. Viele hätten wohl eine andere Ansicht über die Ernährungssituation vertreten. Doch während das gemeinsame Wolfsburger ‚Wir‘ auch Angehörige der Gestapo einzuschließen vermochte, schloss es die ‚Ausländer‘ durchgehend aus. Nicht nur die Vorträge der Reihe selbst sind dahingehend interessant, sondern auch die darauf folgenden Diskussionen, die ebenfalls protokolliert wurden. Die Redebeiträge der Zuhörer sind dabei meist interessierte Nachfragen, Ergänzungen oder kleinere Korrekturen, niemals jedoch Widerspruch. Die Reihe war, trotz ihres autoritativen Charakters, zu einem gewissen Grade offen für Anmerkungen, führte aber augenscheinlich nie zum Streit. Ich halte es daher für keine zu weitgehende Schlussfolgerung, dass die Inhalte einen Konsens der Wolfsburger Öffentlichkeit darstellten.

„Die gebaren die Kinder, und ließen sie einfach liegen. Und die wurden aufgesammelt und wurden in dieses Heim gebracht.“¹¹

Nachdem der frühere stellvertretende Bürgermeister Kurt Hofer sein Referat beendet hatte, kam die Diskussion auch auf den bereits erwähnten Hans Körbel: „Herr Hofer, sie erwähnten vorhin den Namen Körbel, Dr. Körbel. Ist der von Horst Mönnich in der ‚Autostadt‘ mitgeschildert worden?“ Bemerkenswert ist hier zunächst die Erwähnung Mönnichs. Sie zeigt erneut, welche Bedeutung das mittlerweile 16 Jahre alte Werk *Die Autostadt* für das Geschichtsbewusstsein der Wolfsburger hatte. Körbel, und damit wohl auch das „Ausländerkinderpflgeheim“ in Rühen, waren vorrangig daher bekannt. Das der Nachfrage folgende Gespräch deckt sich auch inhaltlich mit den wohlwollenden Schilderungen Mönnichs. Vor allem sei Körbel überzeugter Christ gewesen und habe der SS allein aus „Gründen [angehört], die irgendwie anderweitig lagen“. Immerhin vier Personen äußerten sich zum Thema, alle waren ausnahmslos von Körbels Unschuld überzeugt. Hofer brachte als möglichen Grund für den Tod hunderter Kinder die „Volkszugehörigkeit“ der Eltern ins Spiel, die „doch so unterschiedlich war, daß da

irgendwie diese Dinge eine Rolle mit-spielten“. Nicht nur durch Rückgriffe auf Ideen der Rassenkunde wurde die Schuld für den Tod der Kinder den Zwangsarbeiterinnen zugeschoben, auch deren Verhalten wurde kritisiert. Ein nicht namentlich genannter Diskussteilnehmer behauptete, man hätte die Kinder ja irgendwie unterbringen müssen, die „die Ostarbeiterinnen einfach liegen ließen. [...] Die gebaren die Kinder, und ließen sie einfach liegen. Und die wurden aufgesammelt und wurden in dieses Heim gebracht.“ Diese Ausführung, die in erstaunlicher Weise die Machtstrukturen und Zwänge des Lagersystems verkannte und dreist Opfer zu Tätern machte, blieb gänzlich unkommentiert stehen.

„Und ich möchte es hier erwähnen, weil es bisher noch niemand tat.“

Nicht immer waren die Äußerungen zur Zwangsarbeit durchdrungen von solchen Strategien der Schuldabwehr. So kam der Rektor Wolfgang Rähler im Januar 1967 bei seinem Vortrag in der Wolfsburg-Reihe auf die Umstände der Bestattung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zu sprechen. Wie auch bei vielen anderen Referenten der Reihe war sein Rückblick auf die Zwangsarbeit ein eher unvermittelter Exkurs, keineswegs das Thema seines Vortrags. Rähler sprach eigentlich gerade über seine Kindheit, Jahre vor dem Baubeginn des Werkes. Er erinnerte sich, wie er mit anderen Jungen in der Wolfsburger Sandgrube gespielt hatte, verharrte jedoch nicht lange bei diesen glücklichen Tagen: „Mit dieser Sandgrube ist aber auch ein trauriges Kapitel Wolfsburger Stadtgeschichte verbunden. Und ich möchte es hier erwähnen, weil es bisher noch niemand tat.“¹² In diesem Auftakt schwingt vielleicht ein Vorwurf mit, vielleicht auch die Ankündigung eines Tabubruchs. Rähler berichtet davon, dass er während seiner späteren Front-urlaube mehrfach sah, wie die Grube nun genutzt wurde. Man habe dort „viele tote Ausländer, vor allen Dingen Russen und Polen, verscharrt, denn beerdigt wurden sie nicht“. Beim Transport seien die Toten nur „notdürftig von Decken bedeckt“ gewesen, sodass „oft ein Arm oder ein Bein noch hervor-sah“. Erst nach 1945 sei „eine würdige Begräbnisstätte“ geschaffen worden. Mit

dieser Ansicht zum Charakter der Bestattung hebt er sich übrigens deutlich von späteren Ausführungen Gerickes zu diesem Thema ab. Da Rähler während des Krieges nur sporadisch in der Stadt gewesen sei, hatte er wenig zur allgemeinen Situation der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zu sagen, außer dass die Wachen „oft nicht gerade sanft mit ihnen umgingen“. Er deutet aber zumindest die Möglichkeit an, sie könnten durch die widrigen Lebensbedingungen oder durch Gewalteinwirkung umgekommen sein, wenn er angibt: „Ich weiß nicht, wie viele es waren, aber es waren viele, obwohl es ja in der Regel junge Menschen oder Menschen im mittleren Alter waren, die hier im Arbeitseinsatz standen.“ Rähmers Äußerungen sind nicht deshalb außergewöhnlich, weil er etwa ein bis dahin vollkommen verschwiegenes Thema angesprochen hätte, wohl aber, da er dies in einer ungewöhnlichen Art und Weise tat. Er gab seiner Erschütterung über das Gesehene Raum, ohne überhaupt auf das Thema Schuld zu kommen.

Es erscheint angemessen, diesen Redebeitrag besonders hervorzuheben. Dabei sollte er wohl als Ausreißer noch innerhalb der damals üblichen kommunikativen Normen gelten, jedoch nicht als Zeichen eines bereits einsetzenden Wandels oder gar schon als Bestandteil einer neuen Phase der Erinnerungskultur. Rähler äußert sich in den Kontexten, in denen sonst die charakteristische Selbstvergewisserung und Schuldabwehr geschah.

Seine Äußerungen lösten keinen Streit aus, und sollten es auch nicht. Er war bemüht, die geltenden Konventionen nicht zu verletzen, und war sich bewusst, sich an der Grenze dazu zu befinden. Dies zeigt besonders der Schluss seines Exkurses, während dem er sich dafür entschuldigt, „an dieser Stelle vom Thema abgeschweift“ zu sein, ehe er zur Schilderung seiner Schulzeit zurückkehrt. Mit den hier dargelegten Beispielen hoffe ich, einen Eindruck von der Kommunikationspraxis der 1950er und 1960er Jahre geliefert zu haben. Die Erinnerungen eines privilegierten Kreises von ‚Pionieren‘ wurden auf verschiedene Weise gesammelt, kodifiziert und verbreitet. Trotz der oftmals bedrückenden Selbstgerechtigkeit, die darin zum Aus-

druck kommt, wurde ihr Geschichtsbild jedoch lange nicht herausgefordert. Dies zeigt eine andere Dimension des Schweigens als zunächst vermutet: Die Erinnerungen dieser wenigen erscheinen als derart dominant, dass sie anderen Perspektiven keinen Raum lassen. So blieb denjenigen, die außerhalb der Stadtgemeinschaft oder außerhalb des Konsens’ standen, wohl tatsächlich nur das Schweigen.

Michael Siems studiert Geschichte an der Universität Münster und schreibt seine Masterarbeit über den Umgang mit der NS-Vergangenheit in Wolfsburg.

1 Günter Riederer, „Schweigen, Streiten, Gedenken. Über den Umgang mit Geschichte in der Stadt Wolfsburg nach 1945“, in: Stefanie Eisenhuth/Martin Sabrow (Hg.), Schattenorte. Stadtimagen und Vergangenheitslasten. Göttingen 2017, S. 74–84.

2 Etwa indem Ressourcen des Stadtarchivs für Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen genutzt wurden, oder Räume der Volkshochschule für Vorträge zur Verfügung standen.

3 Zur frühen Auseinandersetzung mit der deutschen Schuld siehe beispielsweise Karl Jaspers, *Die Schuldfrage*. Heidelberg 1946.

4 Manfred Grieger, „Eine Meistererzählung vom Volkswagen und der dazugehörigen Stadt. Der Roman *Die Autostadt* von Horst Mönnich aus dem Jahr 1951“, in: Christoph Stölzl (Hg.), *Die Wolfsburg-Saga*. Stuttgart 2009, S. 144–147. Zu Werk und Autor siehe auch Ders., „Schriftstellerarbeit am Volkswagen-Mythos. Der Tatsachenroman ‚Die Autostadt‘ von Horst Mönnich aus dem Jahre 1951“, in: *Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen*, Jg. 5 (2010), H. 1/2, S. 159–166.

5 „In den Tod gehetzt“, in: *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* vom 29./30. Januar 1972, Lokalteil Wolfsburg.

6 Zur Person Gerickes siehe auch Günter Riederer, „Bernhard, der Parteiengründer. Das Stadtarchiv Wolfsburg und sein erster Leiter“, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte*, Jg. 2 (August 2017), H. 6, S. 6f.

7 Gericke wählte überwiegend männliche Gesprächspartner.

8 StadtA WOB, HA 1526, Gericke an Stadtrat Schulte, Betreff: Künftige Arbeit im Stadtarchiv im Rahmen des Kulturplanes, 12.1.1971.

9 StadtA WOB, EB 1, Gespräch mit Herrn David Fischer, ehemaligem Sachbearbeiter im Schul- und Kulturamt, 18.2.1969.

10 Hier und im Folgenden StadtA WOB, HA 6873, Vortrag von Msgr. Dechant Antonius Holling, 2.2.1967.

11 Hier und im Folgenden StadtA WOB, HA 6873, Vortrag von Herrn Rechtsanwalt Hofer, 23.1.1967.

12 Hier und im Folgenden StadtA WOB, HA 6874, Vortrag von Rektor Wolfgang Rähler, 30.1.1967.

Am 2. September 1954 verfasste die Sekretärin Heinz Nordhoffs, Annemarie Löffler, eine interne Mitteilung an Dr. Karl Feuereisen, dem Leiter Verkauf und Kundendienst bei Volkswagen. Darin heißt es, der damalige Generaldirektor der *Volkswagenwerk GmbH* wünsche den Ankauf eines Schwimm- und eines Kübelwagens für das *VW-Museum*. Nordhoff zufolge sollte es diese in Österreich noch im Originalzustand geben. Feuereisen beschaffte daraufhin einen Typ 166 Schwimmwagen und einen Typ 82 Kübelsitzwagen. Beide Exponate bilden somit den Sammlungsgrundstock des *VW-Museums* und sind noch heute in der Dieselstraße 35 in Wolfsburg, der jetzigen Stiftung *AutoMuseum Volkswagen*, zu sehen.

Die neue Aufgabe war nun klar umrissen: Eine Sammlung für das zukünftige *VW-Museum* sollte entstehen. Am Anfang kümmerte sich neben Dr. Feuereisen auch der damalige VW Pressesprecher, Frank Novotny, um die Sammlungsaktivitäten.

Bis Mitte der 1960er Jahre hatte Volkswagen die Sammlung um den Typ 2 T1 Kastenwagen, die Typ 3 Varianten und die Jubiläumsfahrzeuge (5. und 10. Millionen) des Typs 1 VW Käfer erweitert. Aufbewahrt wurden die Exponate im Sektor 13 im Volkswagenwerk Wolfsburg. Immer wieder wurden während dieser Zeit einzelne Exemplare im Empfangsbereich des Ende der 1950er Jahre fertiggestellten Verwaltungshochhauses präsentiert. Damit bekamen ausschließlich Besucherinnen und Besucher des Vorstandes die historischen Volkswagen-Exponate zu sehen; die breite Öffentlichkeit hingegen sollte erst 25 Jahre später in den Genuss kommen, die gesammelten Fahrzeuge in Augenschein zu nehmen.

Anfang der 1960er Jahre gründete Dr. Volkmar Köhler die firmengeschichtliche Sammlung, die er sodann auch leiten sollte. Sie hatte den Auftrag, weiterhin Fahrzeuge zu sammeln, ein Archiv aufzubauen und ein historisches Tagebuch zu führen. Hierfür wurden eigens mehrere Mitarbeiterinnen abgestellt. Sie hielten das für Volkswagen wichtige Tagesgeschäft schriftlich für die Nachwelt fest. Aus dieser Abteilung gründete sich im Jahr 1996 das *Historische Archiv* des Volkswagenkonzerns. Die Fahrzeug-sammlungstätigkeit beschränkte sich nicht nur auf die Marke Volkswagen, sondern schloss zum Konzern gehörenden Marken wie *Audi*, *DKW*, *Horch* und *Wanderer* mit ein. Große PKW wie den Horch 823, ein Vorkriegsklassiker aus Sachsen, und etliche Motorräder der Marke *DKW* konnten für die Sammlung akquiriert werden.

Im Jahr 1975 gründete sich der erste Volkswagen-Oldtimer-Club, die „Brezelvereinigung“. Sie bezog sich mit ihrem Clubnamen auf das geteilte Heckfenster des VW Käfer, wie es zwischen 1941 bis 1952 beim Volkswagen verbaut wurde. Der Gründer der Brezelvereinigung war der Kasseler Silberschmied Otto Weymann. Der Besitzer eines VW Typ 60 aus dem Modelljahr 1942 kam auf den Gedanken, den seinerzeit schon 33 Jahre auf den Straßen Europas, Afrikas und Nord- wie Südamerikas fahrenden Volkswagen als Oldtimer anzusehen und sich mit Gleichgesinnten zu einem Club zusammenzuschließen. Aus damaliger Sicht ein gewagter Schritt, denn im Bewusstsein der weltweiten Öffentlichkeit war ein Auto mit seinerzeit schon über 16 Millionen verkauften Einheiten kein bewahrenswerter Oldtimer, sondern ein technisch in die Jahre gekommener Alltagsgegenstand. Ihm in Form eines



Käfer -Cabrio im Automuseum 1985. Foto: Ali Altschaffel

Leidenschaft für Mobilität

Die Stiftung AutoMuseum Volkswagen

VON ECKBERTH VON WITZLEBEN

Clubs ein Denkmal zu setzen stieß überwiegend auf Unverständnis. Übrigens zählt der älteste noch bestehende VW-Club zurzeit über 800 eingetragene Mitglieder.

Die Gründung des Clubs führte bei Volkswagen zu einem Umdenken: Der VW Käfer – diesen Namen erhielt er in den offiziellen Verkaufsprogrammen erst ab 1967 – war technisch veraltet und ließ ab 1971 in den Verkaufszahlen sehr stark nach, doch bot er durch sein ‚emotionales Auftreten‘ enormes Potential zum zukünftigen Sympathieträger. Hier trat nun die Abteilung „firmengeschichtliche Sammlung“, die organisatorisch in die Volkswagen-Öffentlichkeitsarbeit eingebettet war, in Aktion. Sie machte Vorschläge und erarbeitete Entscheidungsvorlagen für den VW-Vorstand, die die Gründung eines öffentlichen VW-Museums vorsahen.

Der sehr gute Anlauf der neuen Volkswagen Produktlinien *Scirocco*, *Passat*, *Golf* und *Polo* spülte ab 1974 wieder Geld in die bis dahin fast leeren VW-Kassen. Somit war die firmengeschichtliche Sammlung finanziell in der Lage, ein VW-Museum, so der Arbeitstitel, zu planen und zu realisieren.

Als Standort entschied sich Prof. Carl Horst Hahn für das östliche Gewerbegebiet in Wolfsburg, und zwar für die leerstehenden Gebäude der Firma *Odermark* (Herren-Bekleidung), die ihre Produktionsstätte im Jahr 1967 an der Ecke Dieselstraße/Lerchenweg eröffnet hatte und nach 14 Jahren Produktionszeit wieder schloss. Das Grundstück mit vorgegebener Bebauung erwies sich für das Vorhaben insofern als optimal, als die Gesamtfläche der Produktionshalle – die heutige Ausstellungsfläche – über 5.000 Quadratmeter betrug. Der gesamte Gebäudekomplex wurde von der Stadt

Wolfsburg unter der Maßgabe, das Gebäude zu erhalten, an das *AutoMuseum* abgegeben.

Das erste Ausstellungskonzept sah vor, ausnahmslos alle Fahrzeugmarken des Volkswagenkonzerns auszustellen. So hielten im April 1985 die Fahrzeugmarken *Volkswagen*, *Audi*, *DKW*, *Horch*, *Wanderer* und *NSU* Einzug im neueröffneten *AutoMuseum Volkswagen*. Nicht nur Autos und Motorräder wurden der begeisterten Öffentlichkeit präsentiert, sondern auch Veranstaltungen organisiert, zu denen beispielsweise Oldtimer-Ausfahrten, Jazz-Frühschoppen und abendliches Kabarett zählten. Ein Höhepunkt dieser Veranstaltungsreihe war für viele Wolfsburgerinnen und Wolfsburger das Kabarett „Antrak auf Stumphsinn“ mit Wolfgang Stumpf und Gunter Antrak, das von 1994 bis 2002 jährlich im *AutoMuseum* auftrat.

Zum sechzigjährigen Bestehen der Großglockner Hochalpenstraße im September 1995 stellte das *AutoMuseum Volkswagen* ein rollendes Museum zusammen, das bis zur Franz-Josefs-Höhe hinauffuhr. Selbst Ferdinand Piëch, der damalige VW-Konzern-Chef, nahm mit einem eigenen historischen VW Käfer Cabriolet daran teil. Auch zum 100. Jubiläum der VW-Tochter *Škoda* organisierte das Team des *AutoMuseums* eine Oldtimer-Fahrt von Wolfsburg nach Mlada Boleslav zum dortigen *Škoda Museum*. Insgesamt 25 historische Fahrzeuge des Volkswagenkonzerns nahmen daran teil. Ein weiteres Aufgabengebiet war ab Mitte der 1980er Jahre die Unterstützung des von Professor Hans Mommsen geführten Projektes „Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich“. Die recherchierten Akten bekamen in den Räumen des *AutoMuseums* ein Depositorium und bildeten somit den Aus-

gangsbestand des ab 1996 neu firmierten Unternehmensarchivs.

Das Jahr 1991 brachte dann eine entscheidende Änderung für das *AutoMuseum* des Volkswagenkonzerns. Das bis dahin bei der Volkswagen-Öffentlichkeitsarbeit organisatorisch angesiedelte Museum wurde auf Anregung des damaligen Vorstandsmitglieds Dr. Peter Frerk, der für das Resort „Recht, Revision und Volkswirtschaftliche Fragen“ zuständig war, in eine Stiftung überführt. Somit firmierte ab 1. Januar 1992 das *AutoMuseum* als Stiftung. Die Stiftung der Volkswagen AG hatte die Aufgabe, das *AutoMuseum* in die Selbständigkeit zu führen und ihr Aufgaben für die Zukunft zu geben, wie zum Beispiel die in der Stiftungsurkunde festgeschriebene „Sammlungstätigkeit“ und „Präsentation“ historischer Automobile. Der erste Vorstand der Stiftung *AutoMuseum Volkswagen* wurde der amtierende Leiter des *AutoMuseums* Dr. Bernd Wiersch. Die Stiftungssatzung sah nun vor, dass der Museumsvorstand von einem Kuratorium, das sich aus drei Personen des VW-Markenvorstands zusammensetzt, für einen Zeitraum von fünf Jahren bestellt wird.

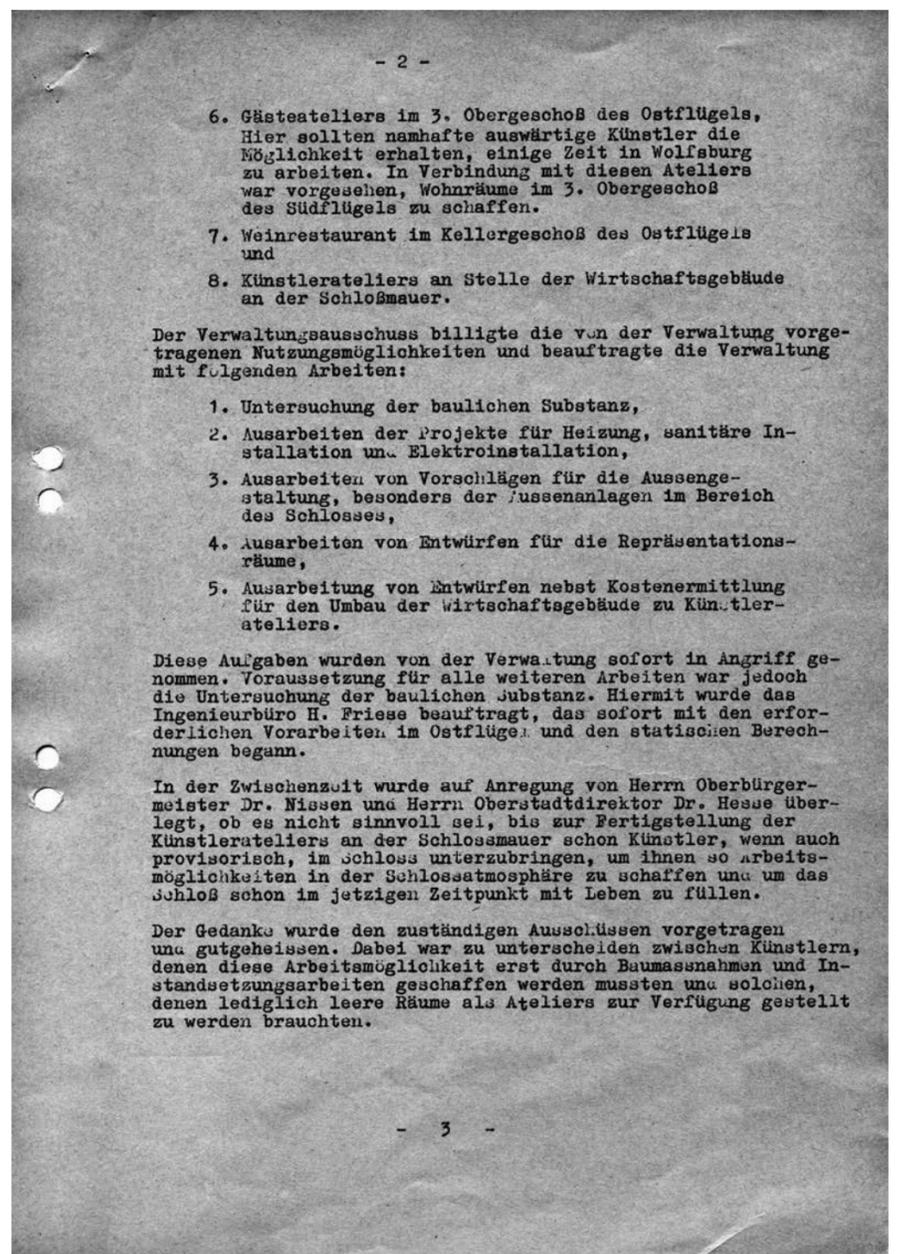
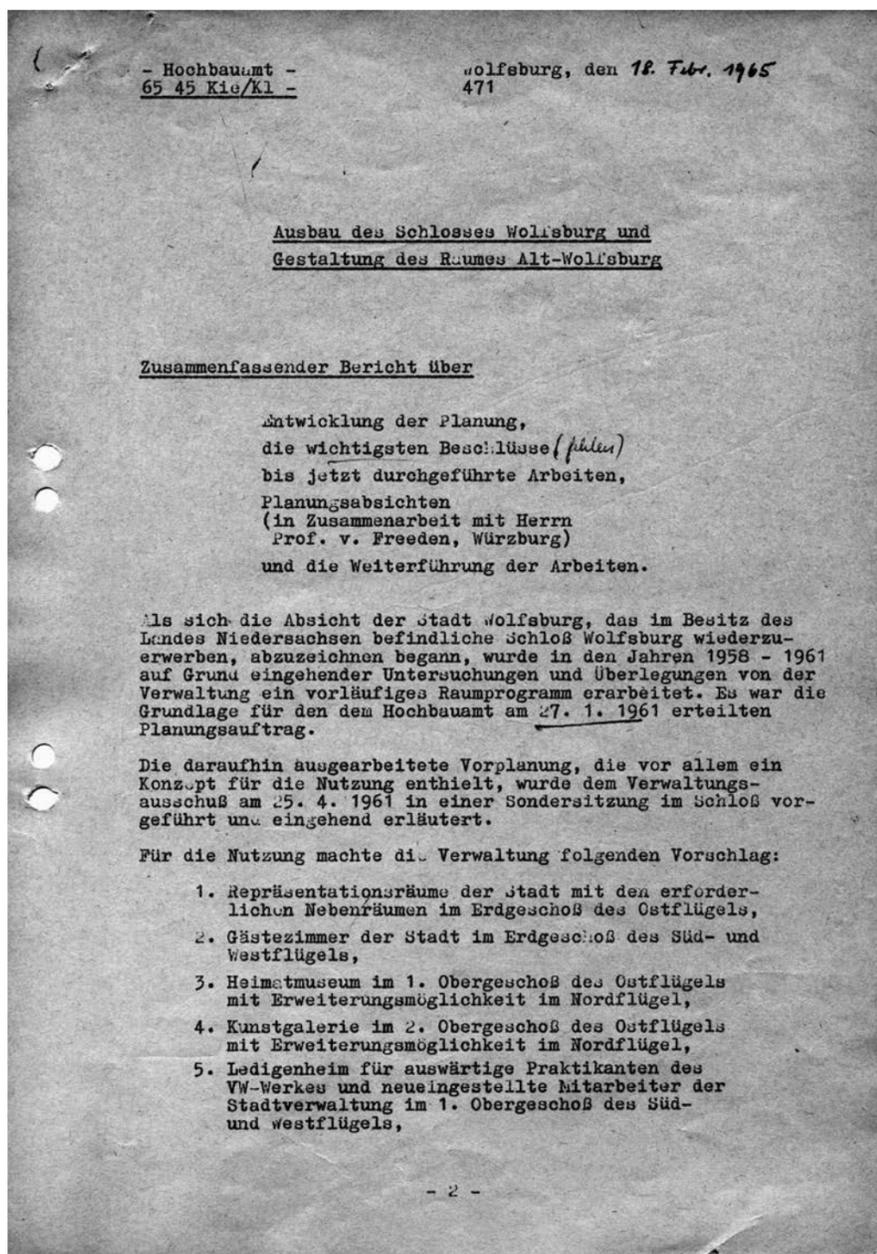
Die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts brachten neue Aufgaben für die *Stiftung AutoMuseum Volkswagen*. Sie führte maßgeblich den Aufbau des späteren Zeithauses, ein Mehrmarken-Automobilmuseum, in dem die technischen Meilensteine der globalen Pkw-Geschichte zu sehen sind, mit aus. So kam ein Großteil der dort gezeigten Exponate aus dem Bestand der Stiftung. Die konzeptionelle Gestaltung des Baukörpers und der Ausstellung sind ebenso wie Daten, Fakten und Texte auf die Stiftung zurückzuführen. So wurden beispielsweise alle Exponate, die, wie *Audi*, *DKW*, *Horch*, *Wanderer* und *NSU* nicht zur Marke Volkswagen gehören, abgegeben. Die *Stiftung AutoMuseum Volkswagen* entwickelte sich dadurch zum reinen Markenmuseum, das bis heute ausschließlich Kraftfahrzeuge der Marke Volkswagen sammelt und in der Dauerausstellung für die Besucher präsentiert.

Neben der Dauerausstellung hat es sich seit Mitte der 1990er Jahre etabliert, Sonderausstellungen zu fahren, die sich auf ein Jubiläum einzelner Volkswagen-Modelle beziehen beziehungsweise mit einer mobilen Thematik zu tun haben. Die zurzeit laufende 22. Sonderausstellung widmet sich dem Thema James Bond und nimmt dabei unter dem Titel „007“ speziell seine Autos in den Blick. Für das Jahr 2018 ist eine Ausstellung zum Thema Fahrrad in Vorbereitung.

Neben dem Ausstellungsgeschäft kümmert sich die *Stiftung AutoMuseum Volkswagen* auch um die Restaurierung von Oldtimern für die eigene Sammlung. Hier wird nicht vor Ort geschraubt, vielmehr begleiten die Besucher die unterschiedlichen Gewerke bei der getreuen Wiederherstellung des Originals.

Eine besondere Dienstleistung ist das Erstellen von Zertifikaten für historische Volkswagen. Diese kann der Kunde weltweit in Deutsch oder Englisch über die Website www.volkswagen-autoMuseum.de bestellen.

Eckberth von Witzleben, geb. 1964, Studium der Geisteswissenschaften in den Fächern Geschichte und Politische Wissenschaften an der Universität Hannover. Magisterarbeit 1993 zum Thema, „Die Konversion des KdF-Wagens“. Seit 1992 in der Stiftung AutoMuseum Volkswagen tätig. Verschiedene Veröffentlichungen in Ausstellungskatalogen zum Thema Automobilgeschichte.



StadtA WOB, HA 7751

AdM 11/2017

Die Herrichtung von Repräsentationsräumen im Schloss Wolfenbüttel

VON WERNER STRAUß

Seit alters her sind Schlösser und Burgen Zeugnisse der Macht ihrer Besitzer und Schlossherren. Zugleich dienten sie, wie zum Beispiel Schloss Albrechtsberg in Dresden oder Schloss Richmond in Braunschweig, der eigenen Repräsentation. Dies gilt auch, allerdings in kleinerem Maßstab, für das Schloss Wolfenbüttel. Das Schloss als früherer Stammsitz der Adelfamilien von Bartensleben und von der Schulenburg hat eine wechselvolle Geschichte aufzuweisen. Im Jahr 1302 erstmals urkundlich erwähnt und Ende des 16. Jahrhunderts im Stil der Weserrenaissance baulich umgestaltet, ist es heute ein kulturelles Zentrum und identitätsstiftend für die Wolfenbütteler Bevölkerung. Darüber hinaus war das Schloss im Jahre 1945 entsprechend einem Beschluss der Stadtverordnetenversammlung auch Namensgeber für die Stadt. Nach mehrmaligem Besitzerwechsel erwarb die Stadt Ende März 1961 das Schloss vom Land Niedersachsen.

Bis dahin hatte das Schloss für das Land Niedersachsen die Funktion eines Flüchtlingsdurchgangslagers. Da weitere Nutzungsabsichten seitens des Landes nicht verfolgt wurden, sind im Jahre 1958 Kontakte mit der Stadtverwaltung aufgenommen worden, die zum Verkauf an die Stadt führen sollten. Eine Bestandsaufnahme der städtischen Bauverwaltung ergab einen hohen Sanierungsbedarf, um das ehrwürdige Haus für künftige, vorwiegend kulturelle Zwecke zu nutzen. Lange strittig war die Höhe des Kaufpreises für das Schloss, zu dem nicht unbedeutender Grundbesitz gehörte. Doch

konnte von den Vertragsparteien schlussendlich auch hierüber Einigung erzielt werden.

Am 25. April 1961 legte die Stadtverwaltung dem Verwaltungsausschuss ein Konzept für die zukünftige Nutzung des Schlosses vor. Zu den einzuleitenden Schritten zählten unter anderem das Ausarbeiten von Vorschlägen für die Außenanlagen und eine Konzeption für die Repräsentationsräume. Die im Zuge dessen erarbeiteten Entwürfe für den Umbau der Wirtschaftsgebäude zu Künstlerateliers und die Schaffung von Wohnungen für einzelne Künstler, denen die beteiligten Ratsgremien noch 1961 zustimmten, wurden schon bald in die Tat umgesetzt: Neben dem Fotografen Heinrich Heidersberger bezog der Maler Gustav K. Beck als einer der ersten Künstler seine Künstlerwohnung im Schloss. Der Kulturausschuss empfahl darüber hinaus die Einrichtung einer Druckwerkstatt im Schloss für Gastkünstler. Im Jahre 1963 begannen Bausicherungsarbeiten am Ostflügel des Schlosses nach den Plänen des Statikers Friese aus Wolfenbüttel.

Um den Sachverstand eines externen Experten bei der Sanierung und den Umgestaltungsmaßnahmen zu nutzen, hatte Oberstadtdirektor Dr. Wolfgang Hesse Kontakte zu Prof. Max Hermann von Freeden, dem Direktor des Mainfränkischen Museums in Würzburg, geknüpft. Sowohl der Kulturausschuss als auch der Bauausschuss stimmten der Beauftragung von Freedens zu, beim Ausbau des Schlosses beratend tätig zu werden und auch Vorschläge zur Gestaltung

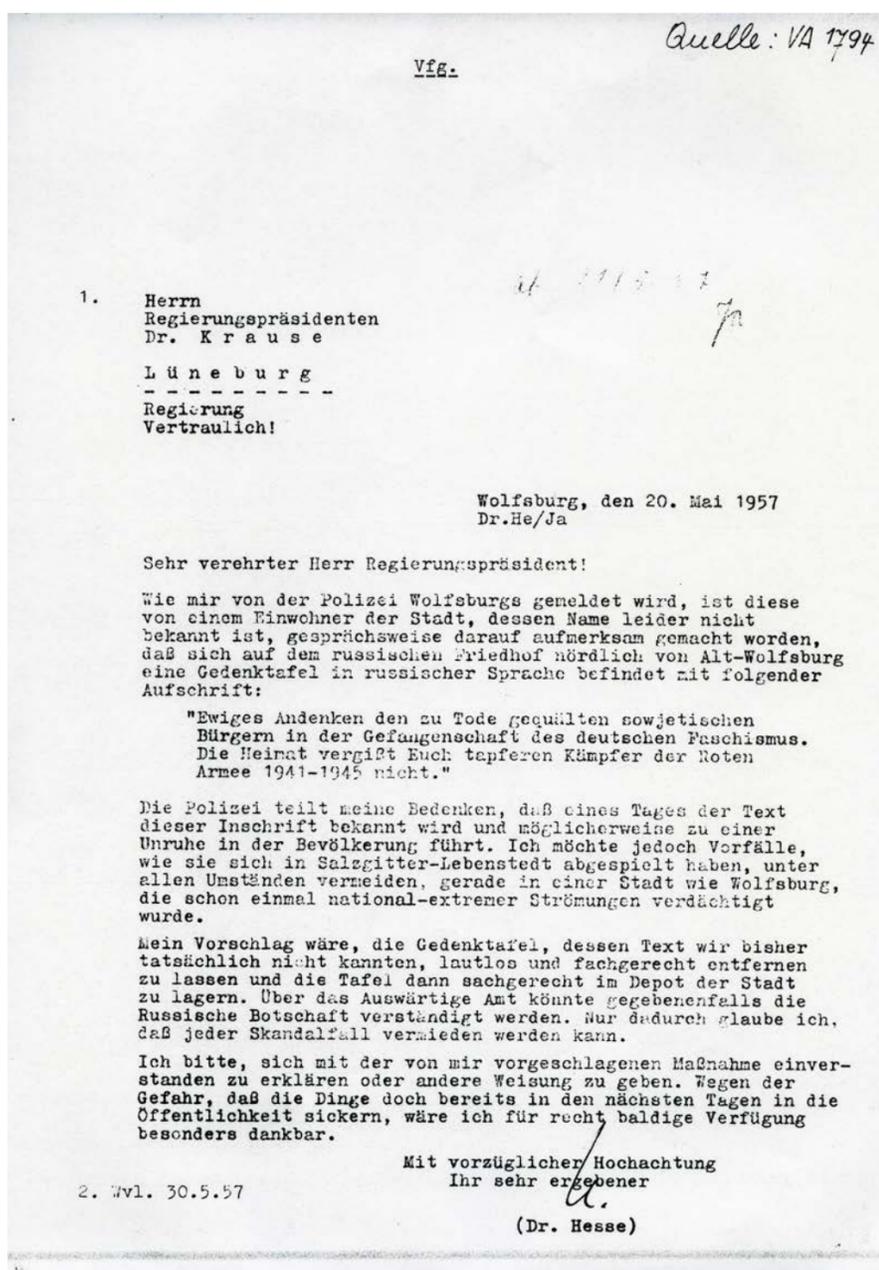
des Raumes Alt-Wolfenbüttel zu machen. In einem Vortrag im Kulturausschuss stellte Prof. von Freeden am 17. April 1964 sein Generalkonzept für das Schloss und den Raum Alt-Wolfenbüttel vor und bekam die zustimmende Kenntnisnahme des Ratsausschusses.

Als ‚gute Stube‘ der Stadt sollten Räume im Erdgeschoss des Schloss-Ostflügels für repräsentative Zwecke hergerichtet werden. Es handelte sich um den großen Gartensaal, das sich im Süden anschließende Kaminzimmer – die ehemalige Hofstube –, und die sich im Norden anschließende Gerichtslaube. Diese Räume bildeten, was ihre bauliche Gestaltung anging, eine räumliche Einheit. Nach den Vorschlägen von Prof. von Freeden sollte die gewölbte Decke im Gartensaal gestückt werden, damit das alte Kreuzgewölbe wieder sichtbar wurde. Die Wände sollten nach Möglichkeit rau geputzt, die Säulen sparsam und zurückhaltend farbig behandelt werden. Überhaupt schlug der Kunsthistoriker von Freeden vor, die Farbgebung der Repräsentationsräume sehr reserviert auszuführen. Die früheren starken Farben der Renaissance würden dem heutigen zeitgenössischen Geschmack nicht mehr entsprechen. Der Fußboden sollte in allen drei Räumen aus Naturstein bestehen.

Für das Kaminzimmer hatte die Stadtverwaltung bereits einen aus dem 17. Jahrhundert stammenden Gobelin erworben. Die Sitzgruppen sollten aus hochwertigen modernen Möbeln bestehen. Der vorhandene Kamin musste aus Naturstein erneuert werden, weil ihn

Mauerwerkssetzungen zerstört hatten. In der Gerichtslaube wurde in der Mitte ein großer runder Tisch positioniert. An den Wänden wurden moderne Sitzbänke aufgestellt, ergänzt um eingebaute Bänke in den Fensternischen. Nach Vorschlag von Prof. von Freeden sollten die Repräsentationsräume dem Publikum zugänglich gemacht werden. Der Gartensaal war stets begehbar, während Kaminzimmer und Gerichtslaube durch eine Kordel gesperrt werden sollten. Der Einblick für Besucher sollte jedoch erhalten bleiben. Als *Archivalie des Monats* dient ein auszugsweiser Bericht des Hochbauamtes über den Ausbau des Schlosses und die Gestaltung des Raumes Alt-Wolfenbüttel vom 18. Februar 1965. Darin wird ausführlich auf die Nutzungszwecke des Schlosses und die erforderlichen Baumaßnahmen eingegangen.

Die eingeleiteten Bauarbeiten zogen sich in die Länge und so wurde angestrebt, wenigstens einen Teil des Schlosses kurzfristig nutzbar zu machen. Mit Beginn des Jahres 1966 wurden die Rohbau- und Ausbauarbeiten für die Repräsentationsräume im Ostflügel des Schlosses in Angriff genommen. Neben einer neuen Elektroinstallation waren ein neuer Wandputz, neue Natursteinwände und ein neuer Natursteinfußboden zu schaffen. Im Kellergeschoß wurde eine Garderobe eingebaut und eine WC-Anlage hergerichtet. Sämtliche vorhandenen Fenster wurden sukzessive erneuert. Ende des Jahres 1966 waren die Bauarbeiten im Ostflügel abgeschlossen, anschließend erfolgte die Einrichtung und Ausstattung.



StadtA WOB, S 20(22)



Fotografie des Denkmals aus dem Jahr 1957, StadtA WOB, S 21

Steinerne Denkmäler, so hat es die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann in ihrem Band über die *Formen des Vergessens* auf den Punkt gebracht, sind „hoch sensible Objekte“.¹ Möge auch Robert Musil in einem 1936 publizierten bissigen Essay konstatiert haben, das „Auffallendste“ an ihnen sei, dass sie in einem zunehmend beschleunigten urbanen Raum schlichtweg „nicht bemerkt“ werden, wie als seien sie „durch irgend etwas gegen Aufmerksamkeit imprägniert“,² so verweist Assmann auf eine Leerstelle in Musils Überlegungen: „Musil blendet in seiner Reflexion über Denkmäler die Dimension des kulturellen, politischen und sozialen ‚Handelns an Denkmälern‘ vollständig aus. Denkmäler sind aber komplexere Gebilde, deren Wirkung über ihre materielle Gestalt hinausgeht.“³ Das 1947 durch die sowjetische Militäradministration errichtete Denkmal zu Ehren der verstorbenen sowjetischen Kriegsgefangenen auf der heutigen *Gedenkstätte für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft* in der Nordstadt Wolfsburgs ist ein sprechendes Beispiel für ihre Argumentation. Denn auch wenn das steinerne Monument immer wieder, wie es in den Akten an verschiedenen Stellen heißt, ein „Dornröschen-Dasein“ fristete, sind für es verschiedene Praktiken des ‚Handelns an Denkmälern‘ dokumentiert – so auch in der *Archivalie des Monats* Dezember.

In einem Schreiben des Oberstadtdirektors Dr. Wolfgang Hesse vom 20. Mai 1957 an den Regierungspräsidenten in Lüneburg, Dr. Krause, thematisiert Hesse einen denkbaren lokalen „Skandalfall“, der wenn irgend möglich vermieden werden solle. Ein Bürger der Stadt sei mit dem Hinweis an die Wolfsburger Polizei herangetreten, die auf besagtem Denkmal befindliche Gedenktafel könne „eines Tages [...] bekannt [werden]

und möglicherweise zu einer Unruhe in der Bevölkerung“ führen. Stein des Anstoßes war die erste Zeile der Inschrift, die nachfolgend in der damaligen Übersetzung zitiert wird: „Ewiges Andenken den zu Tode gequälten sowjetischen Bürgern in der Gefangenschaft des deutschen Faschismus. Die Heimat vergißt Euch tapferen Kämpfer der Roten Armee 1941–1945 nicht.“ In seinem Brief verwies der Oberstadtdirektor sodann auf einen Vorfall im nahegelegenen Salzgitter-Lebenstedt, der konkreten Anlass zur Sorge gebe. Dort wurde in der Nacht vom 19. auf 20. April 1957 und damit am Jahrestag von Adolf Hitlers Geburtstag neben einem den jüdischen Opfern der NS-Diktatur gewidmeten Mahnmal auch jüdische Grabmale und ein Kreuz geschändet, das an ermordete französische KZ-Häftlinge erinnerte – die Täter konnten erst im Laufe des Jahres 1961 ermittelt werden.⁴ Diese für die frühe Bundesrepublik keineswegs exzeptionelle Tat vor Augen, imaginierte Hesse die oben genannten möglichen Folgen. Schon Stadtdirektor Dr. Kutsche hatte wenige Tage zuvor in einem Vermerk an Hesse die Gefahr heraufbeschworen, „daß auch einmal der russische Friedhof geschändet werden könne“. Für Wolfzburg stand dabei einiges auf dem Spiel, so Hesse in seinem Brief an den Regierungspräsidenten, sei die Stadt doch „schon einmal national-extremer Strömungen verdächtigt“ worden. Zweifelsohne erinnert Hesse hier unter anderem an die DRP-Wahl von 1948, als die rechtsextreme Partei weit über sechzig Prozent der Wähler-

stimmen auf sich vereinigen konnte. Entsprechend merkwürdig nimmt sich die Formulierung Hesses aus, gab es doch ganz offenbar gute Gründe für jene Verdachtsmomente.

Doch Hesse wandte sich nicht lediglich mit Bedenken an den Lüneburger Regierungspräsidenten, sondern hatte sogleich auch einen Lösungsvorschlag parat, der offenbart, wie in den 1950er Jahren auf höchster städtischer Verwaltungsebene mit den steinernen Zeugnissen der NS-Vergangenheit und der unmittelbaren Nachkriegszeit umgegangen wurde. Die Zeilen lesen sich aus heutiger Perspektive derart befremdlich, dass sie nachfolgend ausführlich zitiert werden: „Mein Vorschlag wäre, die Gedenktafel, dessen Text wir bisher tatsächlich nicht kannten, lautlos und fachgerecht entfernen zu lassen und die Tafel dann sachgerecht im Depot der Stadt zu lagern. Über das Auswärtige Amt könnte gegebenenfalls die Russische Botschaft verständigt werden. Nur dadurch glaube ich, daß jeder Skandalfall vermieden werden kann.“ Die im internen Verwaltungsschriftverkehr kommunizierte Mahnung, den Vorgang streng vertraulich zu behandeln, setzte sich hier ganz offenbar fort. Heimlich, still und leise sollte wegen einer vermeintlich beleidigenden Inschrift, die letztlich lediglich eindeutig benannte, was sich in der „Stadt des KdF-Wagens“ ereignet hatte, in das bestehende Denkmal eingegriffen werden. Von einem Unrechtsempfinden keine Spur – im Übrigen auch auf Seiten der Regierung in Lüneburg, wie einem Vermerk Hesses

über ein fernmündliches Gespräch mit Vizepräsident Dr. Kaestner vom 23. Mai 1957 zu entnehmen ist. Dieser habe vorgeschlagen, das „Problem in der untersten Ebene“ auszuräumen, „notfalls durch eine ‚Reparatur‘ der Tafel“, was Hesse wiederum nicht praktikabel erschien. Im Verlauf des Gesprächs gewann Hesse sodann den Eindruck, „daß Dr. Kaestner auch mit der Beibehaltung des jetzigen Zustandes einverstanden sei und das Risiko in Kauf nehme“. Von einer dunklen Vorahnung getrieben mahnte Hesse schließlich noch an, das Denkmal zeitnah in seinem gegenwärtigen Zustand fotografisch dokumentieren zu lassen. Eben diese Aufnahmen eines nicht zu ermittelnden Fotografen finden sich im Bestand des Stadtarchivs.

Wenn auch der damals angedachte Eingriff in das Denkmal nicht erfolgte, so dokumentieren der überlieferte Schriftverkehr, die Vermerke und die Fotografien verschiedene der von Aleida Assmann benannten Dimensionen „des kulturellen, politischen und sozialen ‚Handelns an Denkmälern‘“. Sie zeigen auf, welche Wirksamkeit ein Denkmal zu entfalten wüsste, das in den 1950er Jahren in der städtischen Öffentlichkeit Wolfsburgs weitestgehend unbeachtet blieb und für das im Sprachgebrauch noch immer die auf die NS-Zeit zurückgehende diskriminierende Bezeichnung „Russenfriedhof“ genutzt wurde.

1 Aleida Assmann, *Formen des Vergessens*. 2. Aufl. Göttingen 2016, S. 74.

2 Robert Musil, „Denkmäler“, in: ders., *Gesammelte Werke*, Bd. 2. Reinbek bei Hamburg 1978, S. 506–509, hier S. 506.

3 Assmann, *Formen des Vergessens* (wie Anm. 1), S. 73.

4 Siehe dazu Imanuel Baumann/Herbert Reinke/Andrej Stephan/Patrick Wagner, *Schatten der Vergangenheit*. Das BKA und seine Gründungsgeneration in der frühen Bundesrepublik (Sonderband der Reihe Polizei + Forschung). Köln 2011, S. 188–197.

AdM 12/2017

Ein Denkmal im Dornröschenschlaf

VON ALEXANDER KRAUS



StadtA WOB,HA 11668

AdM 1/2018

Post aus Frankreich

Zur Errichtung der Gedenkstele für das KZ-Außenlager Laagberg

VON ALEKSANDAR NEDELKOVSKI

Die nationalsozialistische Vergangenheit der Stadt Wolfsburg fand bis Anfang der 1980er Jahre im öffentlichen Bewusstsein kaum Beachtung. Sie geriet in der Wirtschaftswunderzeit, in der das Volkswagenwerk zum Motor, der „Käfer“ zum Symbol des wirtschaftlichen Aufstiegs wurde, weitestgehend in Vergessenheit. Erst als in der Bundesrepublik der Ruf nach Aufklärung der NS-Verbrechen und der Vermittlung der Ergebnisse des eingeforderten historischen Aufklärungsprozesses an eine breite Öffentlichkeit laut wurde, forderten auch in Wolfsburg politische Kräfte immer stärker eine Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit in der ehemaligen „Stadt des KdF-Wagens“ ein. Der (Tat-)Ort nimmt in dieser Diskussion eine gesonderte Rolle ein. Die Historikerin Alexandra Klei hat ganz grundlegend festgehalten, dass in der Geschichte nicht nur die Zeit von Bedeutung ist, sondern auch der Raum, in dem Ereignisse stattgefunden haben: „Der Zusammenhang zwischen Ort und Geschehen“ – und das ist entscheidend – „wird dabei als Voraussetzung einer ‚Teilhabe am Dasein‘ und damit als derart bedeutungsvoll angesehen, dass ihr Mangel ‚Identitätsverlust, Isolation und Frustration zur Folge‘ hat.“¹ Genau darum geht es in unserer *Archivalie des Monats* Januar.

Am 16. September 1986 erreichte Rolf Nolting, den damaligen Oberbürgermeister der Stadt, sowie die Fraktion der Wolfsburger *Grünen* ein Schreiben aus Frankreich. Der Absender war mit Maurice Gleize ein ehemaliger Häftling des

KZ-Außenlagers Laagberg. Sein Anliegen war ihm, wie er schreibt, eine Herzensangelegenheit – und für eben diese bat er die Stadt Wolfsburg um Zustimmung. Angedacht war die Errichtung einer Stele am Ort des ehemaligen KZ-Außenlagers Laagberg, mit der an das damals erfahrene Leid erinnert werden sollte. Ganz konkret wandte sich Gleize, auch im Namen seiner Kameraden, mit der Bitte an Politik und Verwaltung, auf einem Platz nahe des ehemaligen Lagers in Fallersleben einen Granitblock mit folgender Inschrift aufzustellen: *An dieser Stelle wurde von den Nationalsozialisten ein Konzentrationslager gebaut, in dem 700 Deportierte verschiedener Nationen litten. Die Überlebenden wurden am 2. Mai 1945 befreit. PASSANTEN, VERGESST NIEMALS.* Gleize merkt ferner noch an, dass es sich alle Überlebenden des Kommandos des KZ-Außenlagers Laagberg am Tag der Einweihung des Gedenksteines zur Pflicht machen würden, für ihre dort gestorbenen Kameraden anwesend zu sein. Maurice Gleize und Jean Deffieux, ebenfalls ein ehemaliger Häftling, reisten schließlich im November 1986 nach Wolfsburg und wurden vom damaligen Ersten Bürgermeister Werner Schlimme zu einem Gespräch empfangen. Dieser versicherte sogleich, dass er das Anliegen in die zuständigen Gremien des Rates einbringen wolle: „Wir müssen gemeinsam dafür sorgen, dass so etwas nie wieder geschehen kann. Ich persönlich kann mir nicht vorstellen, dass man an ihrem Wunsch vorbeigehen kann.“ Am 13. November

1986 desselben Jahres erfolgte dann der Antrag der Fraktion *Die Grünen* an den Rat der Stadt Wolfsburg. *Die Grünen* hatten allerdings bereits am 26. März 1985 einen Antrag eingereicht, mit dem sie einforderten, Gedenktafeln im Stadtgebiet aufzustellen, die an die Orte des NS-Unrechts erinnern – darunter auch am ehemaligen Lager auf dem Laagberg. Laut eines Artikels der *Wolfsburger Nachrichten* vom 25. September 1986 lehnte die CDU diesen ersten Antrag jedoch mit der Begründung ab, es sei den heute dort lebenden Wolfsburgern nicht zuzumuten, täglich mit der grauenvollen Vergangenheit in Form von Gedenktafeln konfrontiert zu werden. Dem Antrag der *Grünen* war denn auch kein Erfolg beschieden. Gleizes Schreiben sorgte sodann für einen neuerlichen Impuls, die Umsetzung eines Erinnerungsortes zu forcieren. In der Kulturausschusssitzung vom 27. November 1986 wurde letztendlich hierüber abgestimmt.

In den Wochen nach dem Eintreffen des Schreibens aus Frankreich entspann sich in den Kulturausschusssitzungen eine angeregte Debatte um die mögliche Gestalt des Gedenkortes. Die SPD reichte schließlich am 12. November 1986 einen Antrag ein, der vorsah, dass Gedenktafeln „an allen im Stadtgebiet in Betracht kommenden Stellen aufgestellt werden“, könnten, „die sich für eine Aufstellung eignen. Vordringlich sei aber die Aufstellung am Standort des ehemaligen KZ-Außenlagers.“ Die Fraktion *Die Grünen* wiederum betonte in der Sitzung die Notwendigkeit, die Vergangenheit in das Bewusstsein der Wolfsburger Bürgerinnen und Bürger zu rücken. Die CDU-Fraktion allerdings stimmte dem Antrag der SPD-Fraktion trotz der intensiven Debatte mit folgender Begründung nicht zu: Es sei erst die Veröffentlichung von Klaus-Jörg Siegfrieds Forschungsarbeit abzuwarten, um der Bevölkerung die Gelegenheit zu geben, sich über die Zeit des Nationalsozialismus zu informieren. Welches Ergebnis von der CDU-Fraktion hierbei intendiert wurde, lässt sich nicht rekonstruieren. Allerdings stimmte die CDU-Fraktion dem Antrag der *Grünen* zu, da im Falle des KZ-Außenlagers bereits wissenschaftlich fundierte Erkenntnisse vorlägen. Im weiteren Verlauf der Sitzung wurde über semantische Feinheiten der Inschrift der Stele diskutiert. In einem späteren Schreiben weist Dr. Klaus-Jörg Siegfried auf die generelle Problematik von Gedenktexten hin, die nolens volens kurz und prägnant sein müssen und sich somit der Gefahr von Verkürzungen und Verfälschungen aussetzen. Letztlich gab Siegfried grünes Licht für den durch den Kulturausschuss vorgeschlagenen Text.² Festzuhalten ist zudem, dass alle Fraktionen die Errichtung des Gedenkortes begrüßten. Dieser wurde sodann am 8. Mai 1987 in Gegenwart von Gleize und Deffieux eröffnet. Maurice Gleizes Brief ist in doppelter Hinsicht von zentraler Bedeutung für den Aufklärungsprozess in der Bundesrepublik respektive der Stadt Wolfsburg. Zum einen ist er Ausdruck des Wunsches der Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft nach Erinnerung und Respekt für die Ermordeten sowie Überlebenden. Zum anderen kann er im Kontext der Publikationen Siegfrieds auch als weiterer Auslöser für die darauffolgenden Debatten um die NS-Vergangenheit der Stadt gelesen werden.

1 Alexandra Klei, *Der erinnerte Ort. Geschichte durch Architektur. Zur baulichen und gestalterischen Repräsentation der nationalsozialistischen Konzentrationslager*. Bielefeld 2011, S. 50.

2 StadtA WOB, HA 9069.

Termine

3. März 2018, 19.00 Uhr, Kunstmuseum Wolfsburg, Hollerplatz 1, 38440 Wolfsburg
Robert Lebeck. 1968. Ausstellungseröffnung. Es sprechen Ralf Beil (Direktor Kunstmuseum Wolfsburg) und Alexander Kraus (IZS). Keine Anmeldung erforderlich.

12. April 2018, 18.30 Uhr
Was bleibt? Robert Lebecks Erbe. Podiumsdiskussion mit Felix Hoffmann (C/O Berlin), Alexander Kraus (IZS), Cordula Lebeck (Archiv Robert Lebeck) und Thomas Weski (Kurator der Stiftung für Fotografie und Medienkunst mit Archiv Michael Schmidt), Moderation: Ralf Beil, Eintritt frei

14. April 2018, 14-17 Uhr
50 Jahre danach. Lebecks Orte 1968/2018. Fotoworkshop mit Ali Altschaffel (Fotograf), Katja Steiner und Alexander Kraus (IZS), Teilnahme 12€

21. April 2018, 14-17 Uhr
Die Fotografie und ihre Orte: Lebecks Motive in Wolfsburg. Fahrradtour mit Alexander Kraus und Aleksandar Nedelkovski (IZS), Teilnahme 4€

26. April 2018, 18.30 Uhr
Bogotá meets Wolfsburg. Ralf Beil und Alexander Kraus, Kuratoren der Lebeck-Ausstellung, im Gespräch mit dem Publikum, 3€ zzgl. Eintritt

24. Mai 2018, 18.30 Uhr
Expertengespräch. Alexander Kraus (IZS), 3€ zzgl. Eintritt

Anmeldungen für die oben genannten Termine: Telefon 05361-2669-20 oder bildung@kunstmuseum-wolfsburg.de

Die nächste Ausgabe von DAS ARCHIV erscheint im Mai 2018.

DAS ARCHIV

HERAUSGEGEBEN VOM INSTITUT FÜR ZEITGESCHICHTE UND STADTPRÄSENTATION DER STADT WOLFSBURG

INSTITUTSLEITUNG
 Anita Placenti-Grau

REDAKTION
 Anita Placenti-Grau
 Alexander Kraus
 Aleksandar Nedelkovski

BILDREDAKTION
 Katja Steiner

ANSCHRIFT
 Stadt Wolfsburg, Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation, Goethestr. 10 a, 38440 Wolfsburg, Tel. (05361) 27 57 30, Fax. 27 57 57, E-Mail: iza-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
 www.wolfsburg.de/iza

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500

ISSN 2367-4431